

Der
Stadtbibliothek zu Bremen
geschenkt von

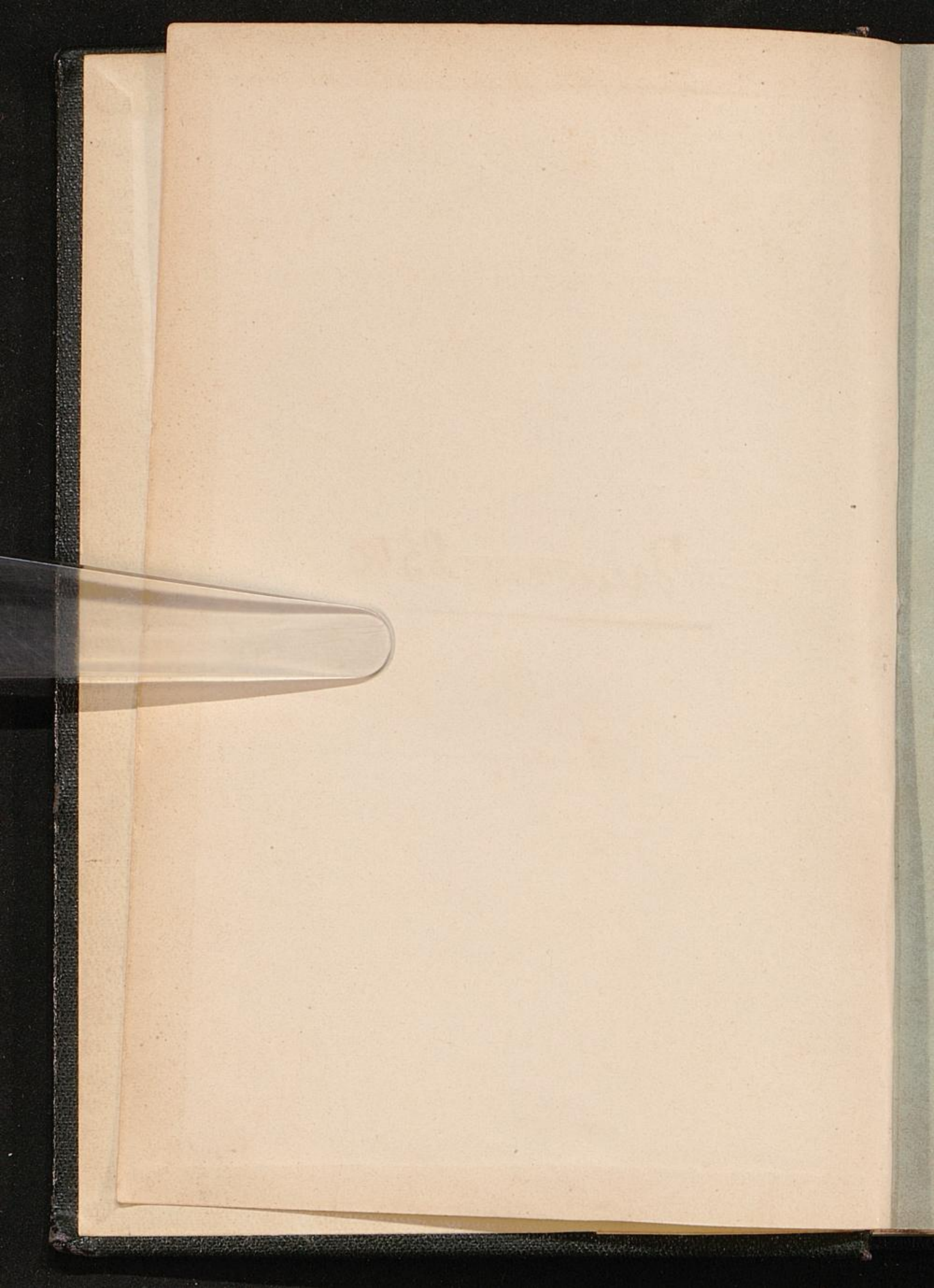
Anton H. Helmers

Brem . . . 2540 .

Der
Stadtbibliothek zu Bremen
geschenkt von

Anton H. Helmers

Bren . . . 2540 .



Heinr. Helmers



Bremer Land und Leute

Kultur-historische
Bilder.





1112

Bremer Land und Leute.

1904



Bremer Land und Leute.

~~~~~

## Kultur-historische Bilder

von

Heinr. Selmers.



—————  
•••••  
Bremen.

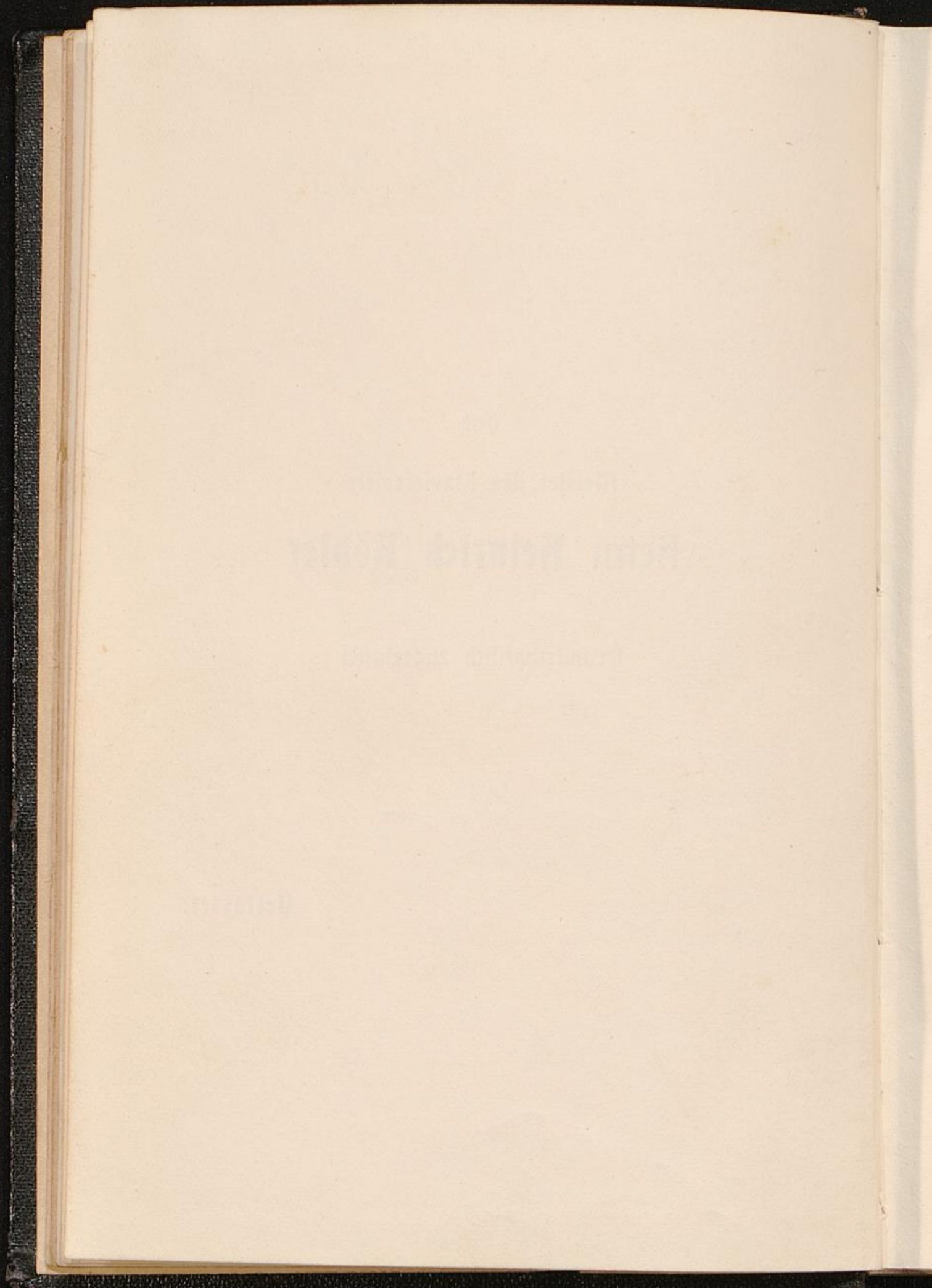


Dem  
Meister des Klavierspiels  
**Herrn Heinrich Köhler**

freundschaftlich zugeeignet

vom

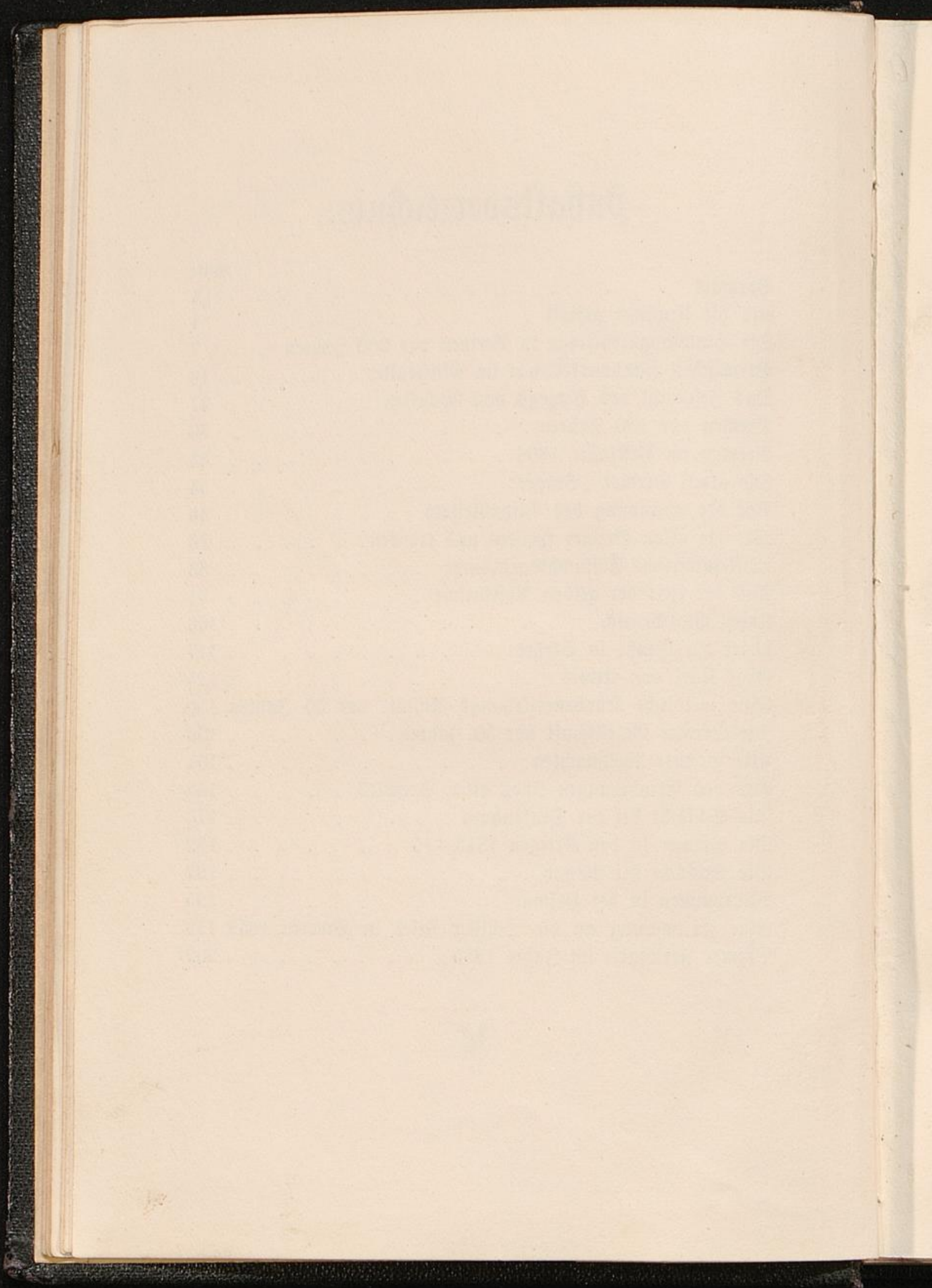
**Verfasser.**



# Inhaltsverzeichnis.

|                                                                 | Seite |
|-----------------------------------------------------------------|-------|
| Vorwort . . . . .                                               | IX    |
| Als die Urahnen gefreit . . . . .                               | 1     |
| Die Handlungslehrlinge in Bremen vor 200 Jahren . . . . .       | 7     |
| Bremisches Handwerkerleben im Mittelalter . . . . .             | 16    |
| Das Festmahl des Herzogs von Richelieu . . . . .                | 27    |
| Bremen vor 100 Jahren . . . . .                                 | 33    |
| Bremen im Pestjahre 1656 . . . . .                              | 44    |
| Die alten Bremer „Borger“ . . . . .                             | 54    |
| Vor der Erfindung des Blitzableiters . . . . .                  | 66    |
| Wie die alten Bremer speisten und tranken . . . . .             | 76    |
| Mittelalterliche Fastnachtsgebräuche . . . . .                  | 83    |
| Aus der Zeit der gelben Postkutsche . . . . .                   | 91    |
| Unser Plattdeutsch . . . . .                                    | 103   |
| Peter der Große in Bremen . . . . .                             | 117   |
| Graf Karl von Artois . . . . .                                  | 124   |
| Eine weibliche Knabenerziehungs-Anstalt vor 50 Jahren . . . . . | 130   |
| Die Bremer Gesellschaft vor 50 Jahren . . . . .                 | 136   |
| Alte Bremer Weihnachten . . . . .                               | 154   |
| Aus den Erinnerungen eines alten Bremers . . . . .              | 163   |
| Die Schlacht bei der Drafenburg . . . . .                       | 176   |
| Die Bremer in den Kriegen 1813—15 . . . . .                     | 182   |
| Die Schlacht bei Voigny . . . . .                               | 192   |
| Willkommen in der Heimat . . . . .                              | 195   |
| Eine Erinnerung an die Schiller-Feier in Bremen 1859 . . . . .  | 199   |
| Bremer Freimarkt im Jahre 1855 . . . . .                        | 202   |





## Vorwort.

---

Wer die Gegenwart verstehen will, muß die Vergangenheit seines Volkes kennen, heißt ein altes wahres Wort. Von diesem Gesichtspunkte aus biete ich hier eine Reihe von Bildern, die nach meinem Dafürhalten in markanter Weise das Leben der bremischen Vorfahren zum Ausdruck bringen. Diese Schilderungen sollen aber nicht vom Standpunkte eines Gelehrten, sondern vom Gesichtskreise eines volkstümlichen Erzählers aus, der einen humoristischen Grundton festhält, beurteilt und aufgenommen werden.

Soweit mir die einschlägige Literatur bekannt ist, muß man erstaunen, wie wenig in Bremen bisher der großen Menge an Geschichtswerken über die engere Heimat geboten worden ist. Die verdienstvollen Werke von Miesegaes, Dunze, Kohl, Ludwig W. Rose, Professor Dr. Franz Buchenau und Dr. v. Bippen stehen zu hoch im Preise und sind teilweise mit so vielen gelehrten Auseinandersetzungen angefüllt, daß diese

niemals vollständig werden können. Die J. Krügerschen „Bilder aus der Bremischen Geschichte“ und „An Bremens gemeinen Mann“ von Johannes Rößing (der unter „gemeinen Mann“ den gewöhnlichen und weniger gebildeten Mitbürger verstanden haben will) sind wohl populär geschrieben, haben aber, wegen ihrer weitschweifigen Erzählungsweise, doch nicht den Zweck, das Interesse für die stadtbremische Geschichte zu erwecken, erreichen können.

Das nunmehr eröffnete „Historische Museum“ in dem Seitenflügel der altstädtischen Realschule (dem ehemaligen St. Katharinenkloster) hat einen mächtigen Anstoß zur Erweckung der Teilnahme für das Leben unserer Ahnen gegeben. Möge der hier gestreute Samen auf einen günstigen Boden fallen, daß durch das Anschauen der ausgestellten Gegenstände, die alle eine stumme und doch zum Gemüte gehende Sprache reden und erzählen von dem Geschmacke, dem Bildungsgange und den Ansichten unserer Vorfahren, der Sinn für die Heimatliebe immer mehr erstarke und sich kräftige.

Diesen Sinn zu hegen und zu pflegen, dazu sollen auch die nachstehenden Zeilen dienen. Sie sind aus einem warmen Herzen geschrieben, aus einem Herzen, das mit jeder Faser an Bremen hängt und dessen

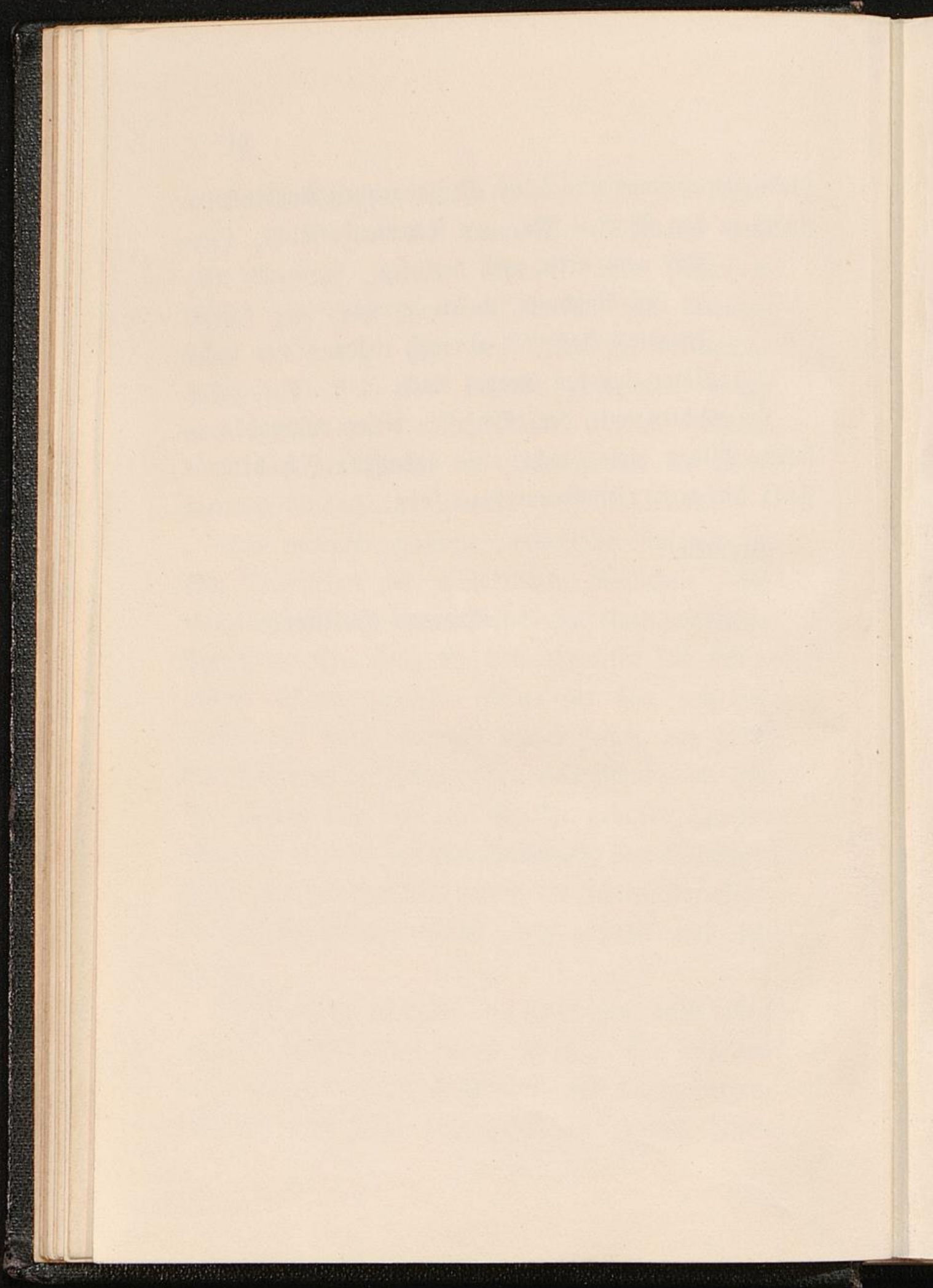
Liebe zur Heimat und seiner Vergangenheit Ausdruck  
findet in den Worten Max von Schenkendorfs:

Will noch tiefer mich vertiefen  
In den Reichtum, in die Pracht;  
Ist mir's doch, als ob mich riefen  
Väter aus des Grabes Nacht . . . . .

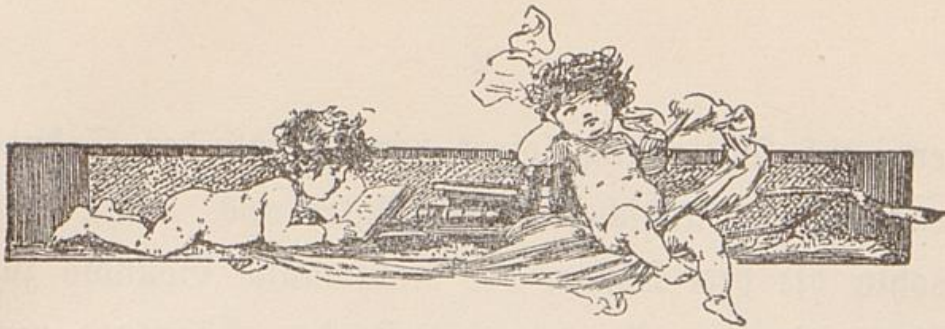
O möchten mit dem Verfasser dieser anspruchs-  
losen Bilder viele, recht viele ausrufen: Ich bin  
stolz darauf, ein Bremer zu sein!

Bremen.

Heinr. Helmers.







## Als die Krahnen gefreit.

Ende des 16. Jahrhunderts hatte das Familienleben in Bremen eine ganz absonderlich puritanische Gestalt angenommen. Die jungen Mädchen auch der besseren bürgerlichen Kreise wurden notdürftig im Lesen, Schreiben, Rechnen und im Auswendiglernen von Bibelsprüchen und der Katechismuslehren ausgebildet und bis zu ihrer Volljährigkeit wie Kinder behandelt. Wurde nun an das Heiraten gedacht, so war nicht die Liebe, sondern nur der Geldpunkt ausschlaggebend.

Der heiratslustige Sohn irgend eines ehrbaren Bürgers kündigte den Eltern oder nahen Verwandten seine Neigung für den Ehestand an. Nun gingen diese auf die Suche nach einer „passenden Partie“. Endlich hatte dann der Vater herausgefunden, daß eine der Töchter des Kaufmanns Soundso eine gute Geliiebste für seinen Ältesten abgeben würde, was

denn auf Mittellung sofort den Beifall des Sohnes fand. Jetzt kundschastete der Vater aus, wann und wohin die drei Töchter des Kaufmanns Soundso zur Kirche gingen. An dem betreffenden Sonntage nun beobachtete der Vater die Mädchen, wobei er dann zu dem Resultate kam, daß Louise, die zweite im Kreise, die ihm empfehlenswerteste erschien. Dem Sohne wurde nun Gelegenheit verschafft, die Schwestern zu sehen und zu sprechen, wo er dann, schon aus kindlicher Unterwürfigkeit „selbstverständlich“ die von dem Vater Erkorene als Braut erwählte. Die Braut selbst aber wurde garnicht gefragt und erhielt einfach den Befehl, den ihr Bestimmten zu heiraten, was denn auch meistens ohne Widerrede geschah.

Nachdem so die Verlobung geschlossen und der Hochzeitstag angesetzt war, wurden die Vorbereitungen zu dieser Lebensfeier, welche die Deutschen vorzugsweise „die hohe Zeit“ nennen, getroffen. Der Tag selbst wurde, wie J. G. Kohl berichtet, in der Regel mit einem sogenannten „Treck“ oder der Brautfahrt begonnen. Die Braut wurde früh morgens vom Bräutigam und seinen Verwandten, die sich dazu bei Vornehmen unter den Rathauslauben, bei Geringen auf dem Markte versammelten, von ihrem Hause abgeholt, in feierlicher Prozession (in einem „Treck“)

durch die Straßen zur Kirche geführt und dem Publikum der Stadt in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit gezeigt. Zu diesem Treck wurden auch, heißt es an einer anderen Stelle, auswärts wohnende Freunde und Familienmitglieder eingeladen, „um usen Grenkarkgang mede helpen tho vormeeren unde Koesst, wyn unde beer mede helpen to vorteeren“.

Bei dem stattlichen Aufpuß der Braut bildeten die „Krone“ und der Gürtel („de Gordel“) eine hervorragende Sehenswürdigkeit; denn beide Teile waren massiv aus Gold und Silber gearbeitet, sodaß eine vornehme Braut mehrere Pfund von diesen edlen Metallen zu tragen hatte; für mehr bürgerliche Bräute wurde das Gewicht geringer angenommen.

Dem Zuge (dem „Treck“) voran schritten kleine Mädchen, dann kamen die Eltern und näheren Verwandten, diesen folgte die Braut mit dem „Treckler“ (d. h. Brautführer) und der Bräutigam; den Schluß machten die lieben Tanten und Onkel in ihrem höchsten Feststaate. —

Aus alter Zeit hatte man noch für die Brautaussteuer die Bezeichnung „Brautwagen“ (jetzt nur noch auf dem Lande üblich, wo die Wohnungen der Neuvermählten oft weit auseinander liegen) auch in der Stadt beibehalten. Auch wenn gar keine Möbeln

und Geräte zu transportieren waren, sondern die Mitgabe nur in Geld oder Geldeswert bestand, hieß es: „He giffit sin Tochter Teindusend Dahler mit up den Brutwagen“ oder dergleichen.

Bei den Hochzeiten der Reichen waren nach einer alten Ratsverordnung vom Jahre 1587 Nachtisch, Kuchen und Pasteten zugelassen, was diesen die Bezeichnung „Pastetenhochzeiten“ eingebracht hatte; noch häufiger aber klassifizierte man diese Feste noch „Wyn- oder Beer-Hochtieden“, weil dem ersten und zweiten Stande nach Beschluß des Rates der Ausschank von Wein, dem dritten und vierten Stande aber nur Bier erlaubt war.

Eine große Beschwerde für den Hochzeitsausrichter war die alte Sitte, daß eine ganze Reihe von entfernt stehenden, wie Schulmeister, Küster, sowie Lieferanten für die Feier ihren Anteil an den „Kösten“ (Speisen und Getränken) heischten. Ganze Berge von Kuchen und warmen Speisen mußten die „Schaffer“ (Tafelmeister) für diese „ungeladenen Gäste“ bereit halten und in hergeschickten Gefäßen, Kruken, Kannen und Körben verabfolgen, oder gar oft noch nach den betreffenden Häusern schicken.

Bei dem Hochzeitsmahle selbst war es peinliche Vorschrift, daß jeder Gast nach Rang und Würden

plaziert wurde; die junge Braut hatte an diesem Ehrentage aber doch den Vorrang vor allen Geladenen. Erst wenn die Braut sich gesetzt hatte, konnten auch die übrigen Teilnehmer ihre Sitze einnehmen.

Bei der Tafel selbst spielte in den vornehmen Häusern das „Hochzeitsscarmen“ schon im 15. und 16. Jahrhundert eine bedeutende Rolle. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst wurden diese überschwänglichen Erzeugnisse der Muse von bestellten Schreibern hübsch und mit kunstvollen Schnörkeln verziert auf Pergament und selbst auf Seide in Farben ausgeführt. Wenn aber bis dahin diese Gedichte nur ein Vorrecht der Ersten gewesen waren, so wurde nach Einführung der Buchdruckerkunst diese Gepflogenheit selbst in den Bürgerkreisen allgemein. Unter den Namen „Epithalamien“ (Brautkammer = Gedichte) wurde eine Reihe von Lobliedern auf Braut und Bräutigam geboten, diesen schloß sich dann noch ein „Rätsel“, in welchem eine besondere private Liebesangelegenheit des Paares und die wahrscheinliche Gestaltung seiner Zukunft in prophetischer (rätselhafter) Weise behandelt wurde, an. Der Begriff „Rätsel“ hat sich in dieser Art in Süddeutschland bis auf unsere Tage erhalten. So entsinne ich mich, daß vor 25 Jahren eine Deputation zu mir kam, — es waren hier in Arbeit stehende

Bayern — die für einen höheren Beamten ein Hochzeitögedicht mit der Bemerkung bestellten, am Schlusse müsse aber ein „Rätsel“ angehängt sein. Auf meine verwunderte Frage, was hier unter „Rätsel“ zu verstehen sei, antwortete einer der Besteller: „Wissen's, so a Hinweis auf die Zukunft!“ Jetzt verstand ich: es sollte das Gedicht mit einem Wunsch für glückliche kommende Tage enden.

Den „Epithalamien“ wurden, wie J. G. Kohl berichtet, auch wohl die Verlobungsanzeigen beigelegt, die bei Gelegenheit des geschlossenen Ehebündnisses an Freunde und Verwandte herumgeschickt waren. Als Probe mögen hier die Einleitungsworte einer solchen Anzeige in Übersetzung aus dem Niederdeutschen folgen:

„Da es dem Höchstfreien und Gütigen Allregierer nach seinem gnädigen und weisen Räte über uns gefallen hat, unsere Herzen dahin zu lenken, daß wir entschlossen sind, in Erwartung seiner göttlichen Segnungen und mit allgemeiner Zustimmung allerseits Angehörigen, uns durch eine christliche Eheverbindung zu vereinigen, so haben wir nicht zu ermangeln wollen und es für unsere Pflicht erachtet, Euch davon Nachricht zu geben.“ Usw.

Nach der Mahlzeit begann das Tanzen, welches „upper Dehlen“ (der großen Hausdiele) stattfand.

Wer keine entsprechende Räumlichkeit bewohnte, erbat sich die Erlaubnis eines Gönners, auf seiner „Dehle“ die Hochzeit ausrichten zu können. Viele derartige Feiern der höheren Stände aber wurden schon von Anfang des 17. Jahrhunderts ab in dem 1594 erbauten „Schütting“ abgehalten, und ebenso vermietete man an Handwerker und Kleinhändler die Säle des 1619 bezogenen Gildehauses der Tuchmacher (des späteren „Krameramtshauses“ und jetzigen „Gewerbehauses“) am Ansgariikirchhof zu diesem Zwecke.

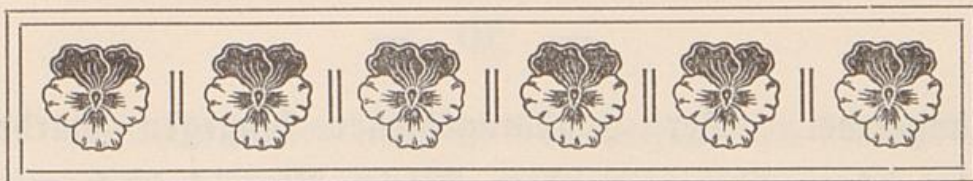
Nach Verordnung des Rates durften die Hochzeitstänze, welche in der Regel um 3 Uhr nachmittags begannen, nicht länger als bis 9 Uhr abends (nach einem späteren Erlaß bis 11 Uhr) dauern. Bei einer Pön (Strafe) von 5 Mark hatte der Bräutigam dann Spiel, Tanz und Sang zu verbieten, was die Aufhebung der Feier bedeutete, und hatte sich mit der Braut zurückzuziehen. —

So wurden die Hochzeiten vor dreihundert Jahren in unserer guten Stadt begangen. Wie ganz anders hat das Leben sich jetzt gestaltet! Jetzt sind die meisten dieser Feiern im schönsten Sinne des Wortes Familienfeste, von denen nur der Kreis der Geladenen erfährt, wo nicht äußerer Prunk, sondern Liebe und

Freundschaft in ungezwungenster Weise ihre Macht  
entfalten und der Humor sein rosenumwundenes  
Zepter schwingt.

O daß sie ewig grünend bliebe  
Die schöne Zeit der jungen Liebe!





## Die Handlungslehrlinge in Bremen vor 200 Jahren.

---

Die meisten Handlungslehrlinge unserer Zeit, welche sich jetzt schon „junge Kaufleute“ gern nennen hören und nach der neuesten Mode gekleidet sind, haben wohl kaum eine Ahnung davon, wie ihre Kollegen vor 200 Jahren in unserer guten Stadt schlimme Tage durchmachen mußten, ehe sie zu Verdienst und Ansehen gelangten. Ich will in Nachstehendem versuchen, ein Bild der vergangenen Zeiten in dieser Beziehung zu entwerfen. Mit kleinen Variationen wird diese Federzeichnung wohl für alle Handelsstädte gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts passen.

An den Kontoren unterschied man früher Prinzipal (de Ole), Kaufmannsdiener (unsere jetzigen Kommiss) und Burschen (nunmehrige Lehrlinge). Diese Letzgenannten wurden bis zur Beendigung ihrer Lehrzeit einfach mit ihrem Vornamen gerufen und mit „Du“

angeredet. Der Handlungsdiener hingegen wurde bei seinem Zunamen, dem Titel „Musjö“ und mit „Sie“ im Geschäftsgange beordert.

In den Wintertagen mußten die „Burschen“, welche ausnahmslos Kost und Wohnung im Hause des Chefs der Firma hatten, den Torf vom Boden holen, mußten Feuer im Ofen des Kontors anmachen, dann die Geschäftsräume ausfegen und die darin befindlichen Gegenstände, Pulte, Tische usw. vom Staub reinigen. Selbst im Haushalt wurden den „Burschen“ viele Arbeiten aufgebürdet, die man sonst nur vom Dienstmädchen verrichten läßt.

An der gemeinsamen Mittagstafel durften die Lehrlinge, deren manches große Handelshaus vier bis sechs zählte, sich zwar an Speise und Trank nach Geschmack delectieren, aber beileibe dabei kein Wort sprechen. Sobald die Genannten, die selbstverständlich am unteren Ende der Tafel saßen, gesättigt waren, mußten sie sich erheben, eine „Gejegnete Mahlzeit!“ wünschen und konnten dann eine Stunde der Muße auf ihrer Stube, die für die ganze Reihe gewöhnlich auf dem Boden des alten Kaufmannshauses zurecht gezimmert war, zubringen. „De Ole“ mit seiner Familie hingegen blieb noch eine geraume Weile an der Tafel sitzen.

Wie sich denken läßt, wurden vielfach von auswärts junge Leute nach Bremen, das schon seit dem 14. Jahrhundert einen Ruf als bedeutender Handelsplatz erlangt hatte, zur Ausbildung ans Kontor geschickt. Wenn nun diese jungen „Burschen“ sich anfangs gar schlecht mit der derben Bremer Kost, wo Braunkohl und, alter Gewohnheit gemäß, jeden Freitag Stockfisch als Hauptgericht paradierten, befreunden konnten und von den Speisen, zumal diese ja damals noch nur mit einer dicken Mehlsauce und gelben Möhren, da die Kartoffel noch unbekannt war, angerichtet wurden, wenig genossen, trug ihnen dieses so lange eine Strafpredigt des Chefs ein, bis sie zuletzt herzhafter zulangten und sich nach und nach gewöhnten.

Wenn der Chef am Abend in Gesellschaft gegangen war, mußte ihn ein „Bursche“ zu einer bestimmten Zeit mit der Stocklaterne abholen und vorausschreitend nach Hause begleiten. Man denke sich nun in eine Zeit hinein, wo noch keine Gassenbeleuchtung existierte und keine Bürgerstiege (Trottoirs), die erst in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts angelegt wurden, vorhanden waren. Noch mochte wohl oftmals ein leichtes Käufchen des gestrengen Herrn Chefs, was bei den damaligen Trinksitten anzunehmen ist, hinzukommen, und man kann sich vorstellen, daß da

der „Jüngste“ in einer rabenfinsternen Winternacht nicht gerade beneidenswert war. Meistens aber fiel unter solchen Umständen noch dem „Stifte“ die Aufgabe zu, beim Entkleiden des Gestrengen zu assistieren. Die bekannte Redensart: „Mensch, weniger als ich und dennoch mir gleich, entlade mich des mich schwer belastenden Kalbfelles!“ ist wohl manchem „Burschen“, wenn auch mit einigen Verkürzungen, wo es sich um das Stiefelausziehen bei dem Chef handelte, entgegengeschleudert worden. —

Nach beendigter Lehrzeit aber wurde dem „Stifte“ ein „Lehrbrief“ ausgestellt, und von dieser Zeit an genoß der Betreffende die Ehre, mit „Musjö“, bei seinem Zunamen und mit „Sie“ angeredet zu werden. Trotzdem aber wurde er im Alltagsleben als Kaufmannsdiener bezeichnet.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts sah man die Scharen der Kaufmannsdiener und „Burschen“ mit gepudertem Toupet und zierlichem Haarbeutel nach dem Dom und der Liebfrauenkirche, den beiden bevorzugten Gotteshäusern der Stadt wandern, um hier fein christlich den Sonntag zu weihen. Lärmende Vergnügungen gab es an diesem Tage nicht. Am Nachmittage wurde in passenden Monaten ein Spaziergang durch die Felder unternommen, oder man bestieg

die Festungswälle und hielt Ausschau in die — weite Welt. Um 10 Uhr, wenn nicht besondere Dienste vorlagen, wurde das Bett „unter den Pfannen“ aufgesucht, um hier die Mühen der Woche zu vergessen, oder von neuer anstrengender Arbeit zu träumen.

Es fehlte aber auch selbst in diesem sonst so eintönigen Leben nicht an kleinen Intermezzi. So kam es in einem Kaufmannshause, in welchem nicht allein die „Burschen“, sondern auch die Kaufmannsdiener Kost und Wohnung hatten, vor, daß die Letzgenannten sich vornahmen, auch einmal im November saftigen Entenbraten auf der Tafel des Gestrungen zu sehen und mit verspeisen zu helfen. Die sparsame Geliebte des Chefs, der man allerlei Andeutungen zu machen gewagt hatte, wies aber dies Ansinnen entschieden mit der Bemerkung zurück, daß 16 Grote (75 S.) für eine fette Wildente, wo deren drei Stück hätten gekauft werden müssen, „bei den schlechten Zeiten“ (schon seit den alten Griechentagen wird über „die schlechte Zeit“ geklagt) viel zu kostspielig seien. Da eines Morgens schien den Gourmands das Glück zu lächeln, d. h. ein Glück, welches sie zu korrigieren gedachten. Eine Bauersfrau bot in Abwesenheit des Chefs im Kontor das ersehnte Geflügel, das Stück für 16 Grote, an. Leise erhob sich nun einer der

Verschwoenen und sprach zu der Frau: „Gah'n Se man in de Käken to Madam und stellen er de Anten to 10 Grote dat Stuck an, denn koftt se fors dre Stuck; dat annere Geld, de 18 Grote betal ick Se denn hier ut miner Tasche. Wi wält so gern mal Anten eten, un anners als ganz billig, koftt Madam doch fiene.“

Der Bauersfrau leuchtete die Sache ein, und sie verfügte sich zu „Madam“. Bald darauf kehrte die Händlerin freundlich grinsend ins Kontor zurück und berichtete, daß die „Madame“ ihren ganzen Vorrat, sechs Enten, Stück zehn Grote ihr abgenommen habe. Mit etwas ahnungsvollen Gefühlen bezahlten die gerade nicht mit hohem Einkommen gesegneten Kaufmannsdiener aus ihren mageren Börsen die Differenz von 36 Grote, die die Bauersfrau, froh über das glatte Geschäft, schmunzelnd einstrich und sich dann mit einem „Na, verteeren Se se in Gesundheit!“ aus dem Staube machte.

Beim Mittagessen aber erzählte die Gattin dem Eheherrn von ihrem „vorteilhaften“ Einkauf und bemerkte, daß diese Enten zu einem — Verwandtenschmause, den sie übermorgen geben wolle, hergerichtet werden sollten. . . . Die jungen Kaufmannsdiener aber — wischten sich verstohlen den Mund. . . .

Zum Geburtstagefte des Chefs, zur Weihnachtsfeier und zu etwa vorkommenden Hochzeitsfesten wurden die „Diener“ sowohl wie die „Burschen“ eingeladen, um bei dieser Gelegenheit als „Mitverdiener“ geachtet und geschätzt zu werden.

Wie bescheiden also waren in jenen Zeiten die Anfänge eines „Handlungsbefliffenen“, wie man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sagte; jedoch gerade in jenen längst verflossenen Tagen wurden in dieser Weise tüchtige Handelsherren, die einen außerordentlichen Unternehmungsgeist entwickelten, herangebildet. Ein Lehrbrief aber vor 200 Jahren war darum auch für den Empfänger ein Heiligtum, daß er mit schönen Schnörkeln auf festes Pergament „zum ewigen Angedenken“ schreiben ließ und dann als größten Schatz bewahrte.

„Ein solches Testimonium wohl angewendeter Jugend“, pflegte, wie S. G. Kohl berichtet, ein alter Bremer Kaufherr von damals wohl zu sagen, „bleibt Einem immer lieb, solange man lebt, und das meinige sollt Ihr mir mit in den Sarg unter meinen Kopf legen“.





## Bremisches Handwerkerleben im Mittelalter.

Eine ganz hervorragende Rolle hat, neben den Vertretern der Schifffahrt und des Großhandels, seit den ältesten Zeiten unseres Gemeinwesens der Handwerkerstand in Bremen gespielt.

„Gott segne das ehrbare Handwerk“ war der Wahlspruch der biedereren Meister, wie in ganz Deutschland, so auch in Bremen. Ja, das Handwerk hatte ehedem einen goldenen Boden, wie das Sprichwort besagte, was wohl der Wahrheit entsprach, denn hatte ein Meister bis zum fünfzigsten Lebensjahre fleißig geschafft, konnte er sich selbstverständlich „zur Ruhe setzen“ und seinen Sohn, Eidam, oder einem Jungmeister das Geschäft übernehmen und weiterführen lassen. Diese Zeiten sind in Bremen längst vergangen, und, mit wenigen Ausnahmen, muß jetzt jeder Handwerksmeister bis „zu seinem seligen Ende“ rastlos

mit schaffen und quälen. Die alten Handwerker hatten aber auch einen ganzen Wall von Zunftvorschriften um sich gebaut, die den Eingeseffenen große Vorteile gewährten und einen Wettbewerb von außerhalb nicht aufkommen ließen. Erst der Neuzeit war es vorbehalten, diese Geseße zu stürzen und den Gewerben nach den Fortschritten der Zeit und den Erfordernissen der Gleichberechtigung aller ehrlich Strebenden eine freie Bahn zu schaffen.

Aus dem Wettstreit der Parteien  
Keimet der Vollendung Preis;  
Wenn an Tat sich Taten reihen,  
Lohnet sich der Stirne Schweiß.

Ein Rückblick aber auf die vergangenen Zeiten des alten Handwerkerlebens in Bremen entbehrt jedoch nicht des Interessanten und Belehrenden. Wenn wir jetzt die eleganten Straßen der Stadt durchwandern, wo sich Kaufläden an Kaufläden reihen, die durch ihre prächtigen und vielseitigen Auslagen die Vorübergehenden fesseln und zur Bewunderung anregen, ist es schwer, sich in die ehemals so finsternen, winkeligen und schmutzigen Straßen des alten Bischofsstuhls hineinzudenken. Die Häuser waren dunkel und sehr beschränkt; was Wunder also, wenn schon frühe die Handwerker den freien Marktplatz und in Verbindung mit diesem

den „kleinen“ und großen Domshof zur Schaustellung ihrer Erzeugnisse und zum Verkaufsplatze benutzten. Der Rat der Stadt fand dieses als praktisch und stattete infolgedessen die einzelnen Gewerke in dieser Beziehung auch mit besonderen Privilegien aus.

Die Tuchhändler, oder wie sie in Bremen hießen, „de Wandsnyder“ (die Gewandschneider) haben in Bremen stets eine bedeutende Rolle gespielt und ihre Zunft stand an der Spitze der Zünfte. Wie in allen deutschen Städten wurde daher der Tuchmacher-Zunft der beste Platz der Stadt für ihre Verkaufshallen (Tabernan oder Casae — beides aus dem Lateinischen — so viel wie Marktbude) angewiesen; so hatte diese Zunft ihre Plätze an der Ecke der Obernstraße und des Liebfrauenkirchhofs, der vor der Erbauung des jetzigen Rathauses, (1405) mit zum Markte gerechnet wurde, in unmittelbarer Nähe des alten Rathauses, das überhaupt früher an dieser Stelle lag. Welche Bedeutung das Tuchhändlergewerbe hatte, geht schon aus dem Umstande hervor, daß es im stande war, zu Anfang des 17. Jahrhunderts am Ansgariikirchhof ein eigenes Gildehaus (Gewandhaus, das spätere Kramer-Unt-Haus und jetzige Gewerbehaus) zu erbauen, um hier im Interesse der Zunft Versammlungen, aber auch Festlichkeiten abhalten zu können.

Nach den Tuchhändlern war der Gilde der Schumacher ein hervorragender Platz am Markt für ihre Erzeugnisse eingeräumt; diese Handwerker hatten ihre Verkaufsbuden auf dem Areal der später dorthin gebauten „Alten Börse“ die nunmehr auch schon längst wieder verschwunden ist und dem Kaiser-Wilhelms-Denkmal ihre Stätte einräumte.

Nicht weit von den Schuftern, nämlich auf dem Plage, wo das jetzige Rathaus steht, hatten die den Schuftern so nahe stehenden Loh-Gerber ihre Verkaufsstellen. Als man 1405 das neue Rathaus zu bauen anfang, mußten diese ihre Plätze und ein größeres Verkaufshaus abtreten, dafür aber wurde die Zunft insofern ehrend entschädigt, daß sie „hinführo in einem bestimmten Raume des — neuen Weinkellers ihre Versammlungen abhalten konnten“.

Die Fleischer oder Knochenhauer, als die Lieferanten der auch schon bei unseren Ahnen hochgeschätzten „Kalbsbolten“, „Krüselbraten“ und „Dachsenlendenstücke“ hatten eine ganz bevorzugte Stellung, gewissermaßen eine zentrale Haupt-Position auf dem ausgedehnten Marktplatz selbst. Dieser Platz war von einer etwa einen Meter hohen Mauer, die verschiedene Eingänge hatte, umschlossen. Innerhalb dieser bei der Rolandsäule beginnenden, den Pranger

streifenden und dann wieder zum Roland zurückkehrenden Mauer, hatten die Fleischer ihre Verkaufstische (in Bremen früher die Kütelbänke genannt) stehen. Dieser abgegrenzte Platz diente aber ursprünglich den Kaufleuten (Großkaufherren) vor Erbauung einer eigenen Börse, als Versammlungsplatz. Daher klagten auch die Bremer Kaufleute in einer noch im Bremer Stadtarchiv aufbewahrten Eingabe an den Rat der Stadt vom Jahre 1644, „daß sie jedem Unwetter nicht allein ausgesetzt, sondern auch vor dem stattfindenden Lärmen und Hundegebell oft ihre eigenen Unterredungen nicht hören könnten. Dazu mischten sich auch die Fischer, Schlachter und andere Marktleute unter sie und belauschten ihre Gespräche“. (S. G. Kohl.) Diese Eingabe hatte denn auch den Erfolg, daß im Jahre 1686 der Bau einer gemauerten und gedeckten Börse begonnen und 1695 vollendet wurde.

Bis dahin aber hatten die Fleischer an den Werktagen pünktlich um 12 $\frac{1}{2}$  Uhr ihre Bänke und Fleischvorräte fortzuschaffen und so ihren Platz den Kaufleuten zu überlassen. Nach den alten Gesetzen durfte kein Schlachter frisches Fleisch in seinem Hause verkaufen, sondern mußte seine ganze Ware zum Markte bringen. Was am Tage dann nicht verkauft wurde, mußte nach dem „Fleischhause“, welches ursprünglich

an der Südseite der Marktmauer lag, aber später nach der kleinen zur Hafenstraße führenden Straße verlegt wurde, die bis auf unsere Zeit noch die „Fleischstraße“ heißt. Innerhalb der Mauerabgrenzung hatten die Schlachter nur noch den Fischern erlaubt, dort ihre Tröge aufzustellen und ihre Ware feilzubieten. Außer den Fischern ist eigentümlicherweise nur einer Frau, der sogenannten „Brieken-Meierschen“ (diese Frau hatte einen Verkauf von sog. Brieken-Käse) in späterer Zeit ein Platz auf dieser früher so geweihten Stätte bis an ihr Lebensende eingeräumt worden. Die Fleischer und Fischer hatten diese originelle Höckerin sozusagen adoptiert.

Fische, Brot und Fleisch waren die eigentlichen Nahrungsmittel unserer Vorfahren, bei denen Gemüse nur eine Nebenrolle spielte. Daher hatten auch die „Höcker“ und die „Kiepen-Kerls“, die mit Grünwaren, Eier, Butter und Käse handelten, außerhalb der Mauer, genau an derselben Stelle wie noch jetzt, ihren Stand, was besonders von den Händlern der letzten drei Artikel gilt. Wie in allen großen Städten, gab es auch in Bremen auf dem Markte ein „Brothaus“, welches, nach alten Überlieferungen, mit dem Fleischhause, solange solches seinen Stand an der inneren Ringmauer des Marktes hatte, verbunden war. Dieses

bestätigt eine Angabe im alten Bremer Renten-Verzeichnis vom Jahre 1375, in welchem es heißt: „Bleschhus unde broethus, gelegen an dem markede under eynem dake“.

Die Brotbäcker sowohl wie die Schuhmacher hatten in Bremen einen besonders schwierigen Stand, denn wer kleine, nicht mit der Taxe stimmende Brote backte, oder schlechtes nicht passendes Schuhzeug anfertigte, wurde am Pranger ausgestellt und vom Henker durchgepeitscht, wohingegen zugleich dann die fraglichen Gegenstände feierlich vernichtet wurden. Dieser Pranger, welcher der Straße „Hinter dem Schütting“ gegenüber stand, war fast zierlich aus Sandstein mit reicher Bildhauerarbeit aufgeführt und bestand in einer 6 Meter hohen und  $4\frac{1}{2}$  Meter im Durchmesser haltenden Plattform, die auf acht korinthischen Säulen ruhte. Im Innern der Säulenreihe führte eine Treppe auf die Plattform, die ringsum wieder mit einer steinernen Balustrade eingefasst war. In der Mitte der Plattform stand ein hoher Pfahl, an welchem an Ketten zahlreiche Ringe hingen, an die die Missetäter befestigt wurden. Wie viele Unschuldige sind wohl nach der damaligen barbarischen und beschränkten Rechtsanschauung hier ausgestellt, ausgepeitscht und gebrandmarkt worden!

Selbst auch die untere Halle des Rathhauses wurde an Kleinhändler und Handwerker, die dort ihre eigenen Erzeugnisse ausboten, gegen ein Standgeld vermietet. Hier hatten besonders die Holzschnitzer, Rimker und Pantinenmacher ihren Platz. In späteren Jahren wurden hier jedoch mehr Galanterie und Kunstfachen feilgeboten, und erst in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts verließ der letzte Kunsthändler, ein Italiener mit Namen G. Romolli, die untere Rathaushalle, die er bis dahin als Laden benutzt hatte.

Nach dem Markte führten eine ganze Reihe kleiner Straßen, die, außer der Fleischstraße, vollständig verbaut sind, so die Groperstraße (Töpferstraße, in welcher die Töpfer ihre Verkaufsbuden hatten), die Niemenschneiderstraße und die Kramerstraße; an bedeutenderen Straßen aber bestanden auch schon die Langen-, Wacht- und Obernstraße.

Über diese Straße schreibt der Franzose Monsieur Clement, der 1650 Bremen besuchte und 1677 ein Buch über seine Beobachtungen herausgab, interessante Einzelheiten, besonders in betreff der an dieser Straße wohnenden Handwerker und ihrer Verkaufsläden. Schon damals muß diese „Große Straße“, wie der Franzose sie nennt, als Verkaufsstraße einen Ruf

gehabt haben, der sich mehr und mehr erweiterte; denn die Obernstraße unserer Zeit kann mit ihren prächtigen Läden einen Vergleich mit dem entsprechenden Verkehr jeder ebenbürtigen Stadt getrost aufnehmen. Unser Franzose schreibt: „An der Ecke der Obernstraße und des Marktes wohnt ein Tuchhändler, der „schönes gelbes Tuch nach der Elle maß“. Ihm zunächst wohnte ein Kurzwarenhändler, der mit Kupfer-, Stahl- und neuen und alten Eisenwaren handelte. Darauf folgte ein Schuster, dem gegenüber ein Hutmacher wohnte. Auch einen Brillenmacher, einen Stockfischhändler, einen Goldschmied, einen Meister Schuhlicker, einen Schwertfeger und einen Apotheker fand er dort. Endlich kaufte der Franzose bei einem Buchhändler das Buch „Theodat“ von dem jungen Pierre Corneille. Bremen hat da entschieden gezeigt, daß es der Literatur ein reges Interesse entgegenbrachte, denn der betreffende Buchhändler äußerte auf die Frage des Monsieur Clement nach französischen Büchern: „D, da kann ich dienen mein Herr! Erst in diesen Tagen habe ich über Holland zwei Tonnen voll französischer Druckschriften erhalten.“ (Nach J. G. Kohl.)

Die Zunftmeister hatten ihre abendlichen Zusammenkünfte vorzugsweise in der alten Schütting-Schenke am Markte, allwo sich auch Kaufleute, Advokaten und

sonstige hervorragende Bürger gern ein Stelldichein gaben, um hier bei einem Glase Wein oder schäumenden braunen Bieres bis längstens zehn Uhr abends die Geschäfts- und Tagesereignisse zu besprechen.

Alle Zünfte hatten ihren Morgensprachsherren, d. h. einen aus dem Räte gewählten Vertreter, der allmorgendlich von den Mitgliedern der betreffenden Zunft konsultiert werden konnte und der überhaupt ihre Interessen nach innen und außen wahrnahm.

Das waren die alten Zunftzeiten, wo alles hübsch nach Herkommen und Regeln in enggezogenen Grenzen geordnet und entschieden wurde. Freilich, da konnte wohl der einzelne Meister sein Schäfchen scheren, weil es keine nennenswerte Konkurrenz gab. „Alles ging seinen stiefen Staken weg,“ sagt ein alter Chronist. Jetzt sind die Zeiten anders geworden, jetzt gilt nicht mehr althergebrachtes Recht und ererbte Gerechtigkeiten im Handwerkerstande: jetzt ist dem Tüchtigsten die Aussicht eröffnet, auch der Erste zu werden. Eine ungeahnte Umwälzung im Handwerkerstande haben die Erfindungen zahlreicher Hülfsmaschinen hervor- gebracht. Die Schwarzseher wollen in der fort- schreitenden Entwicklung des Maschinenwesens den Untergang der Handarbeit sehen: wie aber nie ein Sldruckbild oder eine Photographie die künstlerische

Malerei ersetzt wird, so wird auch echte Handschneiderei an Möbeln und Gerätschaften nie von der schablonenmäßigen Presserei in den Augen des Kenners verdrängt werden. Die Maschinen haben aber für jedes Handwerk den Wert, daß manche nebensächliche und doch aufhaltende Arbeit jetzt weniger zeitraubend hergestellt werden und so der Hauptarbeit gegen früher mehr Aufmerksamkeit und Ausdauer zugewendet werden kann.

Darum sei die Aufhebung des Kunstzwanges gesegnet, die dem freien Manne auch die freie Ausübung seines Könnens nach allen Seiten hin gestattet.

Nieder mit den Monopolen,  
Die den Strom der Zeit gedämmt!  
Wer der Sonne Licht will holen,  
Werde nicht im Flug gehemmt!





## Das Festmahl des Herzogs von Richelieu

in der Alten Börse zu Bremen im Jahre 1757.

Während des siebenjährigen Krieges, wo Truppenmärsche durch Deutschlands Städte zu den allgemeinen Vorkommnissen gehörten, wurde auch Bremen vielfach von französischen Heeresabteilungen, die sich hier einige Tage aufhielten, heimgesucht. Der Rat der Stadt war diesen Kriegshorden gegenüber machtlos und mußte bei solchen Gewalttaten das Unvermeidliche seinen Lauf lassen.

So traf denn auch am 12. September 1757 Louis François Armand Duplessis, Herzog von Richelieu, Marschall von Frankreich, mit großem und glänzendem Gefolge in der Stadt ein und bezog, nachdem er eine Parade des stattlichen bremischen Grenadierbataillons auf den Wällen abgenommen und im Ratskeller

gespeist hatte, das Löning'sche Gartenhaus in der Neustadt. Am folgenden Morgen wurde von ihm eine Inspektion des französischen Lagers bei Gröpelingen, wo dasselbe für zwei Tage aufgeschlagen war, absolviert, und für den Abend hatte der Herzog die hervorragendsten Einwohner Bremens zu einer Fete in den Räumen der Alten Börse eingeladen.

Diese an sich einfache Begebenheit sollte auf das ganze bisherige Auftreten der Mitglieder des Rates und überhaupt der Honorationen Bremens einen ganz bedeutenden Einfluß ausüben. Die unvermeidlichen Truppendurchmärsche der Franzosen hatten die Kleinbürger auf den Gedanken gebracht, der Senat habe die Stadt verraten. Diese Ansicht hatte schon seit Anfang des Jahres 1757 in den Köpfen des Volkes gespukt und hatte sich bei manchen Gelegenheiten Luft gemacht.

Im 18. Jahrhundert, wahrscheinlich schon von 1648 an, trugen die Rathsherren und überhaupt alle höheren Stände der Stadt, von einigen Modifikationen abgesehen, auf der Straße denselben Ornat. Dieser bestand in einer langen Allongenperücke und einem dreikrempigen Filzhute auf dem Kopfe, einem schwarzen Mantel um die Schultern, einem in viele Falten gelegten tellerartigen Kragen (das sogenannte „Klinkenböfken“, abgeleitet von „Klinke“-Falte) um den Hals,

Schuhen mit Schnallen an den Füßen, schwarzseidenen Strümpfen, und einem Degen an der Seite. In dieser Tracht nun traten Anfang 1757 noch alle Gelehrten, Doktoren, Professoren und Ratsmänner auf. Da entstand das Gerücht von dem Verrat der Stadt. Wo sich jetzt nur ein Herr in dem obenbeschriebenen Amtshabit blicken ließ, wurde er ohne Unterschied für ein Mitglied des Rats gehalten, und es erklangen ihm Nachrufe auf der Straße, wie: „Sieh, dat is oof eener von de Verraders“, und das erbitterte Volk schreckte selbst vor Mißhandlungen nicht zurück. Bald wagte sich keiner der betreffenden Männer mehr in seiner Staatskleidung auf die Straße aus Furcht vor Unannehmlichkeiten von seiten der Kleinbürger.

Da kam die Einladung des Herzogs von Richelieu. J. G. Kohl schreibt nun in „Alte und neue Zeit“ darüber: „Da man es nicht für passend hielt, auf diesem heiteren Balle, auf dem so viele fremde Herren in glänzenden Uniformen erwartet wurden, in dem alten schwarzen Ratsherrnkostüm mit dem steifen „Klinken-Böffen“ zu erscheinen, so suchte damals Jeder ein anderes buntes Habit hervor, um damit aufzutreten. Der eine nahm seinen Bräutigamsanzug, der andere einen Rock, den er ehemals als Student auf einer Universität im Auslande getragen hatte, der Dritte

ein Gewand, das ihm einst auf Reisen ein geschickter Schneider in Paris oder Venedig gemacht hatte. — So erschien denn bei jener Soiree die Toilette der „höheren Gesellschaft“ Bremens auf einmal bunt genug. Augenzeugen, die darüber berichtet haben, sagen, das Fest sei etwas gar zu bunt gewesen.“

Wie aber die Herren, so trugen auch die Damen bei dieser Gelegenheit Kleider nach französischem Schnitt und ließen ihr „Tip-Hoiken“ (eine Art Zipfelmantel oder Regenlaken, das aus einem viereckigen Tuch bestand, welches über Kopf und Schultern gezogen wurde, und in das sich die Frauen wie die Nonnen zu verhüllen wußten, so daß oft ein Mann seine eigene Frau nicht auf der Straße erkannte), das jahrhundertlang von den Bremerinnen bevorzugt war, und ihre wulstig gespannten Röcke daheim. Über letztere schreibt ein alter ehrlicher, aber wenig galanter Chronist in der „Saxonia“: „Die Weibspersonen in Bremen sind in der Kleidung beinahe närrisch, denn um den Leib tragen sie einen großen Wulst, ihre Röcke darüber zu schürzen, von Fischbein gesprengelt, daß ein zweijähriges Kind gar leicht darauf und um sie herum spazieren könnte“. —

Das Fest selbst fiel, wie schon bemerkt, überaus glänzend aus, wenn auch die Bremer „Gesellschaft“

in ihren halb modernen, halb „altfränkischen“ Trachten einen allzu buntscheckigen Eindruck machte. Das ganze Arrangement der Feier aber war eines französischen Herzogs und Marschalls, der zugleich ein Kavalier echter Rasse war, würdig. Zu beiden Seiten der Freitreppe der Börse standen Abteilungen der zwei Kürassierregimenter, die zur Bedeckung des Herzogs mitgekommen waren, und ebenso im Innern des Hauses an den Treppen und Saaleingängen. Nachdem im Obergeschoß des Hauses das Mahl eingenommen war, wurde in den unteren Räumen der Ball abgehalten. Tausende von Wachskerzen beleuchteten die Halle, die durch Fahnen und Pflanzendekorationen zu einem Feentempel umgeschaffen war.

Nachdem dann noch am 13. September der Rat ebenfalls in den Räumen der Börse ein Revanchefest veranstaltet hatte, reiste der Herzog mit Gefolge über die große Weserbrücke wieder von Bremen ab. Er führte eine größere Geldsumme, die er am Tage vorher „mit größter Artigkeit“, wie der Chronist meldet, von den Vätern der Stadt erpreßt hatte, mit sich.

Die französische Heeresabteilung unter des Herzogs Führung schloß sich dann in den nächsten Tagen der großen Armee an, die im Halberstädtischen zusammentraf, um sich dann später unter dem Oberkommando

des Prinzen von Soubise bei Kofsbach von den preußischen Husaren besiegen zu lassen. Die Niederlage der Franzosen war so vollständig, daß das Volk noch lange auf diese Schlacht den Reim sang:

Und wenn der große Friedrich kommt,  
Und klopfet auf die Hosen,  
So läuft die ganze Reichsarmee,  
Panduren und Franzosen! —

In Bremen aber hatten die Festlichkeiten zu Ehren des Herzogs den Erfolg, daß fortan die Vornehmen der Stadt die alten ernsthaften Amtstrachten auf der Straße nicht mehr trugen und selbst auch aus den Salons und Privatgesellschaften verbannten. Von jetzt an wurden in den besseren Kreisen allgemein nur Gewänder nach französischem Schnitt getragen, wohingegen die „Klinken-Böfken“ noch lange als Tracht während der Amtshandlungen verblieben.





## Bremen vor hundert Jahren.

---

Werfen wir einen Blick auf die Welt, welche unsere Vorfahren vor hundert Jahren umgab, in der sie aufgewachsen waren und die in den Mauern der Stadt ihr Leben bestimmte. Die alte freie Reichsstadt, die zu dieser Zeit etwa 30 000 Einwohner zählte, führte damals ein äußerst stilles Leben. Das alte deutsche Kaisertum war nachgerade wurmfstichig geworden und ein Anklammern an dasselbe kaum mehr rätlich, aber doch hielt Bremen, getreu seinen Überlieferungen, wandellos zum Reiche zu halten, an der vorgeschriebenen Politik fest. Die Eisentritte Napoleons I., welche fast ganz Europa durchhallten, waren noch nicht bis nach Bremen gedrungen. Als dann aber der fränkische Usurpator seine kampfgeübten Horden auch nach dem Norden Deutschlands zu führen beabsichtigte, wollte Bremen als offene Stadt gelten und beschloß daher 1802 die Abtragung der bis dahin bestandenen Festungswerke, die ohnehin bei der

fortgeschrittenen Kriegskunst bald ihre Unhaltbarkeit beweisen würden. Am 6. September 1802 wurde der Anfang mit der Niederlegung zwischen Bischofsnadel und Ostertor gemacht. Die Kosten des ganzen Unternehmens beliefen sich auf 150 000 Gold-Taler (nach jetziger Währung also auf ca. 454 550 Mark).

Bei den damals noch spärlich erscheinenden Zeitungen kümmerte sich im ganzen der Bürgerstand wenig um Politik und hatte auch kein Verständniß dafür, weil die Belehrung und darum das Interesse fehlte.

Die Physiognomie der alten Stadt Bremen vor hundert Jahren war ruhig, und Herz und Seele galten nur dem soliden Handel, wobei der Handwerksstand nach dem bekannten Wort: „Wenn der Reiche baut, hat der Kärner zu tun“ sich als Bindeglied zwischen Kaufmanns- und Seefahrerstand bescheidete und dabei sein gutes Auskommen fand.

Zahllose Zünfte beherrschten bei uns das Gewerbeleben; ihre Fäden untereinander und gegen die Übergriffe Unberufener, der gottvergessenen „Bönhasen“ \*)

---

\*) Handwerker, die, weil sie keine selbständige Meister waren, auch keine neuen Arbeiten liefern durften; wenn sie dann solche, durch die Not gezwungen, doch anfertigten, flüchteten sie bei Ausführung derselben auf den Boden ihres Wohnhauses,

bildeten den wichtigsten Teil des Tagesgesprächs und beschäftigten unausgesetzt die Morgensprachsherren vom hochedlen, hochgelehrten und hochweisen Rat. Die Morgensprachsherren d. h. die Rechtsbeistände der einzelnen Zünfte, saßen fest im Sattel, gaben ihren Schiedsspruch ab und ließen sich nicht viel dreinreden, wie Senator Dr. Pauli, dem wir hier in seinem Vortrage folgen, den er bei Gelegenheit des hundertjährigen Stiftungsfestes der Bremer Museums-Gesellschaft am 15. Dezember 1883 (Bremen, Verlag von Carl Schünemann, 1883) gehalten, bemerkt.

Den gestrengen Herrn Bürgermeister umgab der Nimbus einer Würde, von der er selbst ebenso erfüllt war, wie die getreuen Bürger. Nicht oft war es diesen vergönnt, eine der Magnifizenzen auf das gemeine Straßenpflaster den Fuß setzen zu sehen. Unter Vorantritt der Ratsdiener führte sie die Kutsche

---

um vor Verrat sicher zu sein; denn wurden sie von einem Zunftmeister, der Verdacht hatte, bei der Arbeit überrascht, wurde ihnen nach Zunftrecht nicht allein das Arbeitsobjekt, sondern auch sämtliches Handwerkszeug weggenommen. Da die Meister der betreffenden Zunft jederzeit bei sogenannten Altflückern Zutritt hatten, war die Stellung der Letztgenannten eine wahrhaft traurige. Auf dieses Versteckensspielen zielt der alte Ausdruck „Bönhase“ = Bodenhase.

h. h.

in gemessenem Tempo zum Rathause. Zur Winterzeit, im Januar um 4 Uhr, und im Sommer spätestens aber um 9 Uhr schlossen sich die Flügel der großen Stadttore und mit diesen war dann das friedliche Bremen auch von der Außenwelt vollständig abgeschlossen. Schlug man in damaliger Zeit einen Staatskalender auf, stand unter dem Kapitel von den „fahrenden und reitenden Posten“ zu lesen: „So kommen die Posten bei guter Sommerzeit in Bremen an (nachdem die betreffenden Tage aufgezählt sind), wann aber die Wege schlimmer werden, kommen alle die Posten nachgerade was später an“. Das mögen hier früher schöne Wege um Bremen herum gewesen sein, nur Stein- oder Knüppeldämme, so daß man in Deutschland für einen recht schlechten Weg die Bezeichnung hatte: „Dat geiht so lief, as de Weg nah Bremen to“.

Erst der napoleonischen Zeit war es vorbehalten, die mit Recht jetzt so sehr gerühmten Chaussees um Bremen zu schaffen. Napoleon hatte allerdings auch leichtes Spiel für solche Anlagen: er ließ einfach ohne Entgelt die Bauern und Landleute zu Frohndiensten bei höchster Strafandrohung an Leib und Leben aufbieten; da mochten die Armen und Gequälten wohl fleißig gewesen sein.

Schon in frühester Zeit gab es in Bremen allerlei gelehrte Gesellschaften, die sich die Pflege der Kunst und der Poesie zur Aufgabe stellten. Alljährlich fand dann ein Stiftungsfest statt, zu dem eine gedruckte Einladung auch an den hohen Senat erging. Hier mag eine Probe von einer Festkantate, die man 1752 bei einer solchen Feier sang, Platz finden:

Seht, Bremen macht sich völlig frei!  
Entweiche nun, o Barbarei,  
Entweiche hin zu düstern Hainen,  
Wo dir nicht Mond noch Sonne scheinen,  
Wo nur ein Nord das Laub durchheult.  
Ihr Musen lobt der Väter Größe,  
Durch die, beschämt von ihrer Blöße,  
Die Barbarei von hinnen eilt.

Vierzehn Jahre später zog die Prinzessin Karoline Mathilde von England durch Bremen, um sich nach Dänemark zu ihrer Hochzeit mit dem damaligen König Christian VII. zu begeben. Ein Mitglied der damals in Bremen existierenden „Deutschen Gesellschaft“ entlockte seiner Leyer zu ihrer Begrüßung folgende Töne:

Wenn staunend in gerührter Bürger Menge  
Vom Glanz der Majestät entzündet,  
Erhab'ne Königin mit freudigstem Gedränge

Sich Bremens Demut bückt,  
So gönne der Muse, die sich Dir zu Füßen legt,  
Auch einen Gnadenblick!  
Unüberzählbar wimmelt Dir zur Seite  
Gedrungener Bürger frohe Schaar —  
Er kommt, Dein Freund, Dein Christian, Dein König,  
Voll Inbrust dehnt sich seine Brust &c.

Der damalige „hochgelahrte“ Rat war von der „Fürtrefflichkeit“ dieses jammervollen Erzeugnisses der „sich zu Füßen legenden Muse“ so durchdrungen, daß er dasselbe der Fürstin auf Atlas gedruckt in rot-sammetem Einband auf einem goldbetreßten Rissen von silbernem Moor überreichen ließ.

Im Jahre 1800 war die Stadt Bremen noch befestigt, aber die Werke waren, wie schon eingangs bemerkt, seit langer Zeit im Verfall begriffen. Noch hatte der Wall seine frühere Höhe, ebenso die Bastionen, welche ihm an der Alt- und Neustadtsseite vorgelegt waren. Indes waren doch schon an vielen Stellen recht ansehnliche Bäume gewachsen, welche die zum teil schon 1802 vollzogene Umwandlung überdauerten und als passender Schmuck in die neuen Parkanlagen gezogen wurden. An den mit Gras und Busch überwucherten Abhängen des Walles, die von wilden Fußwegen mannigfach durchkreuzt waren, sah

man im Sommer, wie jetzt noch zuweilen an den Weferdeichen, an Stöcke gebundene Schafe und Ziegen weiden. Geeignete Rasenflächen benutzten die Bewohner der engen und schmalen Wallstraßen, deren Häuser mit dem Hintergiebel an den Wall grenzten und hier einen Ausgang hatten, zum Bleichen der Wäsche. Hin und wieder sah man auch Pfähle eingelassen, zwischen welchen bunte Wäschestücke zum Trocknen auf der Leine hingen. Sene Hintergiebel grenzten unmittelbar an die Stadtmauer, an die sich der Wall angeschlossen. Dadurch war wieder Gelegenheit zur Anlage kleiner Gärten entstanden, die allerhand Gemüsebeete, zuweilen auch eine Unterkunftsstätte für Feder- und Borstenvieh enthielten. Wie in den Straßen der Stadt, so konnte man auch auf dem alten Festungswall die Hühner und Enten der Anwohner frei umherlaufen sehen. Neben diesen idyllischen Zuständen, gegen deren zwanglose Ausdehnung solche Bürger, welche die Wallebene gern zu Spaziergängen benutzten, manchmal Klage bei dem Herrn Kamerarii (Polizeiherrn) erhoben, mußte es einen sonderbaren Anblick gewähren, da die Bastionen fast sämtlich mit Kanonen besetzt waren. Aus diesen wurden bei besonderen Anlässen, zum Beispiel der Durchreise von Souveränen oder ihren Gemahlinnen und hoher erbberechtigter Nachkommen-

schaft zuweilen geschossen, sie wurden deshalb stets blank und rein erhalten. Indes behauptet die Überlieferung, daß manches Kanonenrohr auf dem Walle auch den Spazern und anderen kleinen Brutvögeln zum Aufenthalt gedient habe. Die Bastionen des Walles hatten zumeist eine dominierende Höhe und wurden deswegen oft bestiegen, um einmal extra frische Luft zu genießen, oder einen Blick in die Umgebung der Stadt zu werfen. Besonders häufig geschah dies, wenn in den zahlreichen Gärten der Vorstädte das frische Frühlingsgrün eingezogen war und die Obstbäume blühten. Die Bastion vor der Bischofsnadel, auf welcher jetzt das Stadttheater steht, hatte noch vor 60 Jahren eine so beträchtliche Höhe, daß man von ihrem Gipfel aus mit Leichtigkeit über die wenigbebaute Vorstadt hinweg ins Schwachhauser und Hastedter Feld, bis nach der Bahr auslugen konnte. Die höchste Bastion soll die beim Doventor gewesen sein, die weit auseinander geworfen ist und ihr Material zum größten Teil zur Verschmälerung des Stadtgrabens hat hergeben müssen. Auf ihrer sehr verringerten Höhe steht jetzt das Altmannsdenkmal. Jede Bastion führt einen besonderen Namen, und wurde diejenige beim Bischofstore die „Meisenkiste“ genannt, später dann, wegen eines kleinen zur

Verschönerung der Wallanlagen darauf erbauten Tempels, der „Tempelberg“. Vor hundert Jahren stand auf jeder Bastion unseres Walles auch eine hölzerne Windmühle, eine sogenannte Bockmühle, auf dem alten Walle befanden sich sogar zwei in unmittelbarer Nachbarschaft. Verschiedene, zumeist recht steile und unbequeme Treppen, führten von der inneren Stadt neben den Torgewölben auf die Höhe des Walles. Abends wurden diese Zugänge durch Pforten geschlossen, ebenso die Stadttore und die Zugbrücken, welche über den an allen Stellen gleichmäßig breiten Stadtgraben führten, aufgezogen. Jedoch war im Jahre 1791 schon die allgemeine Torsperrre in der Weise eingeführt, daß man gegen eine kleine Abgabe im Sommerhalbjahr, beginnend am 1. April und endend am 30. September, bis 11 Uhr, im Winterhalbjahr dagegen nur bis 10 Uhr nachts Einlaß erlangen konnte. Zu einem späteren Einlaß mußte die besondere Erlaubnis seiner Magnificenz des regierenden Bürgermeisters eingeholt werden. An Sonn- und Festtagen wurden sämtliche Stadttore von morgens 8 Uhr bis nachmittags 3 Uhr für den Wagenverkehr geschlossen. Diese Einrichtung, die oftmals drückend empfunden wurde, entsprach dem kirchlichen Sinne der Urgroßväter, wenngleich die Urhebererschaft auf eine Einwirkung des „Geistlichen Staates“ wohl zurück-

geführt werden muß. Zur Vervollständigung des Bildes der Befestigung Bremens, wie sie vor hundert Jahren beschaffen war, müssen indes noch die Thürme erwähnt werden, die sich längs der Walllinie erhalten hatten. In früheren Jahrhunderten waren sie zahlreicher vorhanden, 1800 hatten sie sich bis auf wenige verringert. Als ein mächtiger Bau, dessen unteres Mauerwerk die Stärke von 20 Fuß und darüber gehabt haben soll, präsentierte sich der Ostertorszwinger, der erst 1826 zum Abbruch kam. Dieser Zwinger war kunstvoll gebaut und seine Größe und Form für die alte Befestigungsweise so charakteristisch, daß sein gänzlichcs Verschwinden bei Kunst- und Altertumsfreunden vielfach Bedauern erregte. Abbildungen, die sich von demselben erhalten haben, lassen seinen Standort links vor dem Eingange zur Ostertorstraße erkennen. Nachträglich ist hier noch zu erwähnen, daß im Jahre 1700 und bis in den Anfang des verfloffenen Jahrhunderts vor dem Ostertore der Stadtgraben doppelte Breite hatte. Die Teilung wurde durch ein Zwischenwerk, auf welchem, wo jetzt das Detentionshaus steht, ein besonderes Wachthaus und bis zur Franzosenzeit 1813 auch eine Windmühle sich befand, die von den Preußen und Russen in Brand geschossen wurde. Infolge dieses doppelten Grabens lagen vor dem Ostertore zwei Zugbrücken bis 1808, wo der

Graben von der Stadt bis zum Zwischenwerk (Kavelin) mit einem Damme ausgefüllt wurde. Als Bauwerke wenig hervorragende Türme, die 1800 und später noch vorhanden waren, sind nur die „Glocke“ über dem Gewölbe des Ostertors, der „Imkenkurm“ bei der Bischofsnadel, rechts vom Domshofe her, und der Schulturm über dem Gewölbe des Ansgartors zu nennen, in welchem renitente oder auch mit dem häßlichen „Makel der Zahlungsunfähigkeit“ behaftete Mitbürger eingesperrt wurden. Diese beiden zuletztgenannten Türme sind erst 1833 weggeräumt worden.





## Bremen im Pestjahre 1656.

---

Nachdem bereits 1655 die Pest, die durch Schiffer von Amsterdam eingeschleppt war, schrecklich in Bremen gehaust hatte, brach im Februar des folgenden Jahres abermals und zwar im verstärkten Maße diese bössartige Krankheit in unserer Stadt aus.

„Im Aprili, Majo, Junio, Julio und Augusto ging es weiter fort“, wie es nach J. G. Kohls Übersetzung einer damaligen Chronik lautet, „weilen die gemeinen Leute allzu unbehutsam zu einander und durcheinander gingen, auch viele von Schrecken, wann sie die Todten aus den Häusern sahen herausschleppen und auf die Straße setzten, — da sie denn oft lange standen, ehe sie zu Grabe getragen wurden, — die Pest kriegten. Es ging mehrentheils über die geringen Leute her auf St. Steffen und hinter dem Walle, auch auf der Tiefer, Schnoor und Marterburg, andere Straßen auch; wenig vornehme Häuser wurden gleichfalls inficiret, griff aber dort doch nicht weiter um

sich. Im September minderte sich die Plage und ließ October und November fast ganz nach, jedoch starben im December noch selbst einige an der Seuche. 406 Leichen wurden in jener Zeit auf St. Stephanikirchhof, aber weit mehr noch auf dem Doventorskirchhof begraben. Wöchentlich wurden die Namen der Todten in jedem Kirchspiele gedruckt bekannt gemacht, und die an der Pest gestorbenen mit einem Kreuz bezeichnet.“

Soweit die Chronik jener Tage. Wie stehen wir jetzt anders diesem Würgengel der Menschheit gegenüber, wo die fortgeschrittene Wissenschaft das Wesen der Krankheit erkannt hat und wirksame Maßregeln gegen die Einschleppung als Vorbeugemittel verordnen und durchführen kann.

Anders aber in jenen Zeiten, wo Unverstand und Aberglaube dominierten und leicht Einfluß auf die Gemüter erlangen konnten. Nachdem der Ausbruch der Pest festgestellt war, wurde von der Galerie des Rathhauses, die erst 1608 von Lüder von Bentheim entworfen und 1609 — 1612 dem früheren schmucklosen Bau als Zierde hinzugefügt war, die „Bremer Pestilenzordnung“, wonach männiglich zu richten und vor Schaden zu bewahren hat, vom Stadtschreiber vorgelesen.

In diesem Erlaß hieß es, wie J. G. Kobl in seiner Uebersetzung des alten in niedersächsischer Sprache abgefaßten Druckwerkes berichtet:

„Das erste Stück der Praeservation sind die Wohnungen oder Habitationen, da man inne wohnt. Dieselben müssen billig von allerlei Unreinigkeit, Unflat und bösen Dünsten gefeget und gesäubert werden. Und die Fenster und Thüren, so nach Norden, Nordosten und nach Osten stehen, mögen für solchen Wind fleißig geöffnet werden, damit die frische Luft hineinstreiche.

Nahе bei eines jeden Wohnung oder Hause soll man keine Schweine oder auch Gänse mästen und aufziehen. Die Schweineställe und Misthaufen sollen weit von der Menschen Schlafgemächer sein. Wir rathen auch, daß die Schweine nicht in den Häusern der Bürger herumgehen, vielweniger noch in den Gemächern und Kellern, wie allhier bei dem armen Mann, so im Keller und auf Böden wohnet, sehr gebräuchlich ist, aufgezogen werden.“

Hier mag eingeschoben werden, daß schon 1640 der Rat eine Verordnung durch den Ausrufer bekannt gab, wonach geboten wird, daß Gewaltsknechte in der Stadt herumgehen und die (fast jedem Hause in den Straßen mit ärmeren Bewohnern willkürlich vorgebauten)

Schweineköfen überall einschlagen sollten, wo sie sich fänden. Im Jahre 1665 wurde dann ein Erlaß „über die gänzliche Abschaffung aller Schweine aus der Stadt“ ausgegeben. Es wird diese Verordnung, meint J. G. Kohl aber wohl schwerlich die letzte gewesen sein, denn Schweine, ihre Schinken und Würste waren zu sehr mit dem Leben der Bürger verwachsen.

In der „Pestilenzordnung“ heißt es dann weiter: „Statt des üblen Geruches, den das Halten von Vieh u. s. w. giebt, mag man die Häuser mit kühlenden Kräutern, als da sind Gras, Weidenbaumblätter, Weinrebenlaub, weiße und rothe Rosen, blaue Viole, weißen Seeblumen und anderen Gewächsen auszieren und verlüftigen. Auch muß man fleißig Weinessig und Rosenwasser auf glühende Steine gießen, daß es einen wohlriechenden Dampf mache.“

Hier tritt so recht die Ansicht der Alten zu Tage, daß Wohlgerüche Gestank „vertreiben“ können, wo diese Dinge schlechte Dünste doch nur übertäuben, nie aber unschädlich zu machen imstande sind.

In der Verordnung wurde dann ferner gesagt: „So wie auf seine Häuser und Gemächer, so soll auch ein Jeder auf seine Leibespflege und seine eigene Person Acht haben und dieselbe gegen die Pestilenz wappnen. Sommerszeit, wenn alles grün ist, mag

er gelbe Violeblumen, blaue Viole oder weiße und rothe Rosen an sich tragen, oder weiße Lillien, wohlriechende Negelblumen, Krausminte und dergleichen bei sich in die Hände nehmen oder sonst zu sich stecken.“

„Wer sich Fische kauft, der mag aufachten, daß sie nicht faul sind, oder todt, oder stinkende, sondern frisch aus fließendem Stromwasser gefangen.“

„Auch seind, damit den Menschen das Gift nicht so leichtlich anfallt, gewisse Säcklein oder Amuleta dazu verordnet, und auf den Apotheken käuflich, die man anhangen und auf der Herzgrube über dem Hemde tragen kann. Wenn die Pest vorbei ist, muß man aber die Säcklein in's Wasser werfen, weil sie giftiger Art geworden sind.“

Dies sind so einige Abschnitte aus der Pestilenzordnung. Eigentümlich ist es, daß gerade in Seuchenzeiten der Genuß von Fluß- und Seefischen, wie Dr. Kriegel in Frankfurt, ein ausgezeichneteter Forscher über mittelalterliche Städteverhältnisse, festgestellt, der Ausbreitung dieser Krankheit großen Vorschub leistete. Auch in Rußland, Indien usw. hat man dieselbe Beobachtung gemacht. Wird wohl dieser Volksnahrung von seiten der Obrigkeit die notwendige Aufmerksamkeit geschenkt? Wir essen unbeanstandet die in ihrem Blut erstickten Schellfische, Kabeljaue, Stinte, Seringe,

Bücklinge, Sprotten usw., ohne zu bedenken, wie sich oft Leichengift in diesen Kadavern angesammelt haben mag. Wer gibt uns überhaupt die Gewähr, daß unter den Massenfängen von Stinten, Heringen und Sprotten nicht viele Tiere, die schon lange Zeit tot sind, sich befinden und nun ohne Wahl als gesund mit in den Handel gebracht werden? Können sich unter den gefangenen Schellfischen, Kabeljauen und Seehechten nicht auch franke Tiere überhaupt befinden? Wer übt hier eigentlich wohl die sehr wichtige Kontrolle bei dieser so stark begehrten Volksnahrung? — Wie viele Krankheiten mögen schon durch den Genuß ungesunder Fische entstanden sein.

Über die Verhältnisse aber, wie solche in Bremen während einer Pestepidemie überhaupt herrschten, gibt ein Buch des bremischen Physikus Dr. Johannes Ewich, der selbst mehrere derartige Seuchen mit erlebte, Aufschluß. Dieses Werk, betitelt: „Über die Pflichten eines treuen und klugen Magistrats zur Zeit der Pest“, erschien zuerst im Jahre 1581 und wurde dann 1656 wieder neu herausgegeben.

„Der Handel zur Zeit der Pest“, heißt es in dem Buche, „stocket dann. Theuerung dringt ein, die gottesdienstlichen Versammlungen hören auf. Frömmigkeit und Liebe ist in aller Weise gefährdet. Den

Eltern und dem Magistrate geschieht nicht die schuldige Ehre. Alle Zucht und Ordnung wird verlegt. Kummer, Traurigkeit, Furcht und Verzweiflung ergreift alle. Der Freund wird dem Freunde verdächtig, der Bruder dem Bruder. Auf allen Straßen Geschrei weinender Weiber, Geheul der Kinder, überall Elend und Jammer, Untergang der polizeilichen Macht, Verwirrung und völlige Verwilderung der Stadt."

Während der Pestzeit fingen die strengen Maßregeln schon bei den Thoren der Stadt an. Die Wachen wurden nun daselbst, wie J. G. Kohl schreibt, verstärkt, und alle fremden ankommenden Personen mit ihren bei sich habenden Waren und Sachen scharf examiniert und befragt, woher sie kämen und wohin sie gingen.

„Auf herrenloses Gesindel“, heißt es bei demselben Autor weiter, „franke und übelgestaltete Leute, vagirende Schüler und andere Landstreicher, abgedankte Soldaten, Bettler und Handwerksburschen, insonderheit auf Juden und Zigeuner sollte hinfüro, so wurde verordnet, absonderlich genaue Aufsicht genommen und selbige durchaus garnicht passiret werden, wenngleich sie mit Pässen versehen seien.“

Die Behandlung der Kranken betreffend, war festgesetzt worden, daß die von ihnen bewohnten Häuser

abgesperrt und mit einem doppelten Kreuze über der Haustür versehen wurden. Nur Ärzte, Pfleger und Geistliche hatten Zutritt. Die den Kranken nötigen Sachen wurden durch ein Fenster des Oberstockes an Schnüren in Körben emporgewunden und das Geld dafür dann in diese von den noch gesunden Mitbewohnern hineingelegt. Die Münzen selbst aber durften erst, nachdem sie mit Essig desinfiziert waren, herausgenommen werden.

Im Jahre 1656 trat die Pest jedoch weit weniger schlimm auf, als in früherer Zeit. Als 1349—1350 Graf Moritz von Oldenburg Bremen belagerte und dann besiegte, wütete diese Krankheit so schrecklich in der Stadt, daß selbst der Sieger nicht wagte, dieselbe zu betreten. Einige Reiter, welche durch das offene Ostertor hineinsprengten, kehrten bald mit der Schreckenskunde zu ihrem Herrn zurück, „daß“, wie der Chronist schreibt, „sie zwar eine Strecke in die Stadt gekommen, aber überall keinen lebendigen Menschen gesehen, alle Häuser waren verschlossen und vor vielen lagen ausgestreckte Leichname, so daß sie alles verödet und totenstille in den Straßen gefunden hätten. Graf Moritz könne ganz Bremen, wenn er wolle, ohne Schwertstreich besetzen. Aber der Fürst scheute sich damals, eine Stadt, die von Gott so heimgesucht sei, noch weiter

zu demütigen und ließ alsbald seine Krieger zum Rückzuge sammeln.“

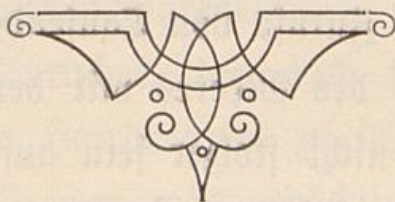
Im Sommer 1566 war eine große Pestilenz über ganz Deutschland gekommen. In Bremen starben oft an einem Tage 50 Personen; die höchste Zahl war 66 in solchem Zeitraum. Auf St. Stephanikirchhof wurden die Toten, drei Särge übereinander, beigesetzt.

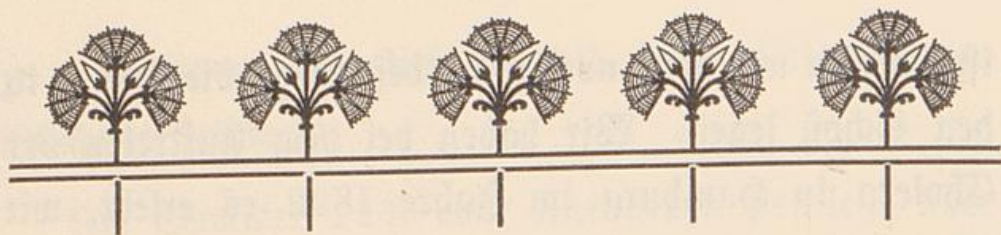
In Frankfurt am Main wurden in jener Zeit, als dort ebenfalls die Pest herrschte, die Leichen in einen Teich, dessen Moorgrund eine desinfizierende Wirkung ausüben sollte, versenkt. In Bremen muß es eine ähnliche Vorrichtung am Dobben gegeben haben, denn bis auf die Neuzeit noch hieß dort eine Vertiefung „die Pestkuhle“.

In den schlimmsten Jahren 1598, 1627 und 1667 hat man aber der Einfachheit und Schnelligkeit wegen in unverständiger Weise die Leichen kurzer Hand in den Straßengrund, nachdem das Pflaster entfernt war, eingescharrt. Daher noch jetzt bei Straßenaufgrabungen der Fund vieler menschlicher Knochenreste.

Wie glücklich können wir Nachkommen uns doch preisen, daß auch gegen diese Geißel der Menschheit die Wissenschaft Abwehr- und Heilmittel gefunden hat. Aber wenn in dieser Beziehung auch schon viel erreicht

ist, dürfen wir doch noch nicht befriedigt die Hände in den Schoß legen. Wir haben bei dem Auftreten der Cholera in Hamburg im Jahre 1892 es erlebt, wie schwer die einmal entfesselte Furie der Epidemie zu bewältigen ist.





## Die alten Bremer „Borger“<sup>\*)</sup>

Ein römischer Redner unter den Cäsaren oder ein Doge von Venedig, der die Barke betritt, um unter dem jauchzenden Zurufe von Tausenden die Zeremonie der Vermählung des Meeres mit der Stadt zu vollziehen, konnten nicht stolzer sein auf ihre bevorzugte Stellung, als in früheren Jahren ein Eingeseffener unserer Stadt, wenn er sagen konnte: „Ich bin'n Bremer Borger!“ Alles Ehrenfeste, Grade und Biedere, was als Eigenschaft eines Bürgers, eines Stadtbewohners, verlangt werden konnte, sollte in diesen Worten zum Ausdruck gebracht werden, und der Bürger verlangte, daß man diese Eigenschaften als etwas Selbstverständliches in ihm voraussetzen sollte.

„Stolz will ich den Spanier“ — ruft König Philipp im „Don Carlos“ aus, um das Nationalgefühl seiner Untertanen aufzurütteln; in Bremen hätte ein

<sup>\*)</sup> Plattdeutsch: Bürger.

ehrsamer Rat derartige Aufrüttelung nicht nötig gehabt: Die Bürger fühlten schon den Stolz in höchster Potenz als Erbteil ihrer Väter in der Brust. Mit mehr Überzeugung seiner Unantastbarkeit konnte ein Ludwig XIV. nicht sagen: „Der Staat bin ich“, als ein Bremenser früherer Zeit: „Ich bin'n Borger!“ O tempora, o mores! O Zeiten, o Sitten! Wie hat sich alles geändert! Die früher so isolierte Lage Bremens begünstigte aber auch die Abgeschlossenheit der Stadt und ihrer Bürger ganz außerordentlich. Der Zuzug Fremder wurde durch scharfe Vorsichtsmaßregeln sehr eingedämmt, treu eingedenk des Spruches, der auch früher über dem Portal des alten Heerdentores zu lesen war:

Bremen wäs gedächting;  
Lat nich mehr in,  
Als du bist ärer mächtig.

Das Niederlassen in der Stadt als Meister oder Handelsmann war durch das Zunftwesen fast zur Unmöglichkeit geworden. Kennenswert war erst der Zuzug von einigen protestantischen französischen Familien, die nach Aufhebung des Ediktes von Nantes\*) mit

---

\*) „Das Edikt von Nantes“, die Urkunde vom Jahre 1598, nach welcher König Heinrich IV. von Frankreich den Protestanten in seinem Lande Religionsfreiheit zusicherte, wurde bekanntlich von seinem Enkel, Ludwig XIV., im Jahre 1685 für nichtig

vielen tausenden Leidensgenossen nach Deutschland flohen und sich dann dort neu ansiedelten. Diesen Familien, die nicht vergeblich an die Gastfreundschaft des echt protestantischen Bremen appellierten, wurden viele Freiheiten gewährt. Ebenso brachte die französische Revolutionszeit fliehende einzelne Personen und Familien, deren Nachkommen in manchen Fällen noch jetzt durch ihre Namen kenntlich sind, in beschränkter Anzahl nach unserer Stadt.

Die Physiognomie Bremens aber hat sich erst ganz geändert seit der 1867 eingeführten Freizügigkeit. Jetzt existiert der „Bremer Bürger“ nach den Begriffen unserer Vorfahren nicht mehr. Seit „Schöß“, „Akzise“ und der „Kottmeister“ ihre Rollen ausgespielt haben, ist das Konterfei der Alteingesessenen verwischt und schaut nur als freundliche Erinnerung aus dem Nebel vergangener Tage. Da ich aber als Abkömmling einer alten Bremer Familie es mir zur Aufgabe gemacht habe, derartige Bilder zu fixieren, will ich auch in nachstehenden Zeilen versuchen, den „alten Bremer Bürger“ zu skizzieren.

erklärt. Infolgedessen flohen etwa 30 000 protestantische Familien aus Frankreich nach Deutschland, wo besonders neben vielen anderen Staaten Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, ihnen Zuflucht gewährte. Daher noch jetzt die sogenannte „Französische Kolonie“ bei Berlin.

Bei einer Umfrage wegen Abstammung der Lehrer und Schüler, die vor einigen Jahren in einer größeren Schule hier gemacht wurde, ergab sich das Resultat, daß in der Anstalt von dem ganzen Lehrpersonal nur zwei geborene Bremer und daß die Eltern von fast 500 Schülern nur in 10 Fällen beide geborene Bremer und in 80 Fällen nur ein Teil des Elternpaares in Bremen geboren waren. Das gibt zu denken. Nach diesen Resultaten ist wohl kaum noch von angestammter Bremer Eigenart zu reden. Ich bin überzeugt, daß wir ganze Straßen, besonders der nördlichen Vorstadt Bremens, durchwandern können, in denen auch nicht eine Seele altbremischer Abstammung zu finden ist.

Noch 1826 schrieb Hofrat Karl Julius Weber, der geistreiche Verfasser des „Demokritos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen“, in seinen durch seine Beobachtung sich auszeichnenden „Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen“: „Auf Hamburg, Bremen und Lübeck kann die deutsche Nation stolz sein, denn dieses sind keine deutsche, sondern europäische Städte, die durch den weitausschauenden Blick ihrer alteingesessenen Bewohner den ganzen Welthandel für Europa vermitteln.“ Ein alter Spruch im Mittelalter lautete:

Auf Lübeck's Schild, auf ehr'nem festen Grunde  
Erheben krönend Hamburg's Türme sich,  
Und Bremen legt als Siegel zu dem Bunde  
Den Schlüssel drauf — besteh'n soll's ewiglich.

Das war mit Bezug auf den Hansabund gemeint, von dem der oben genannte Schriftsteller ferner sagt: „Wie in der alten Welt der Bund der Phönizischen Städte, so angesehen war der Hansabund im Mittelalter“. — Ich habe etwas weit ausgeholt, um die Kraft und das Ansehen der Alten in diesen Städten, woran Bremen nicht den letzten Anteil hatte, zu zeichnen. Aus diesem Stamme entsproßte das alte, ehrenfeste Bremer Bürgertum.

In den fünfziger Jahren des vergangenen Säkulums trat der Zeitpunkt ein, wo sich dieses alteingesessene Bürgertum in seinem Typus zu verwischen anfang, bis dann dieses, was erst langsam begann, mit Einführung der Freizügigkeit 1867 in rapidester Weise vor sich ging. Die alten knorrigen Gestalten, die Ur-Urenkel der alten Hansamitglieder verschwanden einer nach dem andern in das große Reich, woher es keine Wiederkehr mehr gibt.

Wenn ich jetzt im Jahre des Heils 1904 in Bremen den suchenden Blick umherschweifen lasse, ist kein Bürgermeister Johann Smidt, kein Arnold Duckwitz

oder Aeltermann Bolte, Notar Dr. Eiborius v. Post, Johann Martin Wulstein, Gottfried Kiegelmann, Wischmann, Architekt Heinr. Müller, Martin Grelle, Bäckermeister J. H. Weyland, Johann Daniel Helmken usw. mehr zu finden. Im Senat, in der Bürgerschaft, im Richterkollegium sitzen meistens Fremde und nur wenige Nachkommen, wie es früher durch Jahrhunderte allgemein der Fall war, der alten „Bremer Borger“.

Wer zaubert es wieder herauf das alte Gerichtsverfahren mit Dr. Joh. Herm. Smidt und Dr. Herm. Albert Schumacher in der im ewigen Dämmerlichte liegenden Untergerichtsstube im Rathause? Wer erinnert sich noch der Postanstalten am Domshof mit dem alten Doeding und derjenigen von Thurn und Taxis mit dem freundlichen im Dienst ergrauten Oberpostsekretär Sägeler? Vorbei! Vorbei! —

Nach Anlage der Neustadt wurde im Jahre 1642 ein Beschluß des Bremer Rates, der damals aus 24 Ratsherren und 4 Bürgermeistern bestand, zum Gesetz erhoben, nach welchem Fremden, die sich daselbst niederlassen wollten, unentgeltlich das Bürgerrecht und zehnjährige Abgabefreiheit gewährt wurden. Später wurde dieses Gesetz dahin abgeändert, daß die Abgabefreiheit fortfiel, das Bürgerrecht aber bedeutend wohlfeiler dort, als in der Altstadt, zu erlangen war.

Dieses Gesetz galt bis 1848. Weil nun manche Fremde sich diese Bergünstigung zunutze machten und sich dort niederließen, wurde schon damals, wenn der Zuzug auch nur verhältnismäßig verschwindend klein war, ein Neustadtbürger nicht für vollwichtig nach den alten Begriffen angesehen und es war ein gewaltiger Unterschied, ob ein Bewohner Bremens sich „Neestadts- oder Altstadtborger“ nennen konnte. Jetzt sind zwar diese Unterschiede im allgemeinen verschwunden, nur hatte sich nach und nach bei dem jüngeren Nachwuchs der Neustädter ein gewisses peinliches Gefühl der Feindschaft gegen die auf ihr Altstadtbürgertum proßenden Altersgenossen ausgeprägt, das als Gegengewicht gelten sollte. Es kam oft zu kleinen Reibereien zwischen diesen Parteien, und weil nun die Neustädter enger zusammenhielten und besser organisiert waren, kehrten gewöhnlich nach solchen „Schlachten“ die Altstädter mit blutigen Nasen zurück. Diese Siege stärkten das Gefühl der Neustädter dermaßen, daß noch jetzt ein solcher gegen einen Altstädter häufig das Wort gebraucht: „Wahr' Die man! Ich bin'n Neestädter Jung!“

Dichtkunst, Malerei und Bildhauerkunst standen bei den Alten in nur geringem Ansehen. Wer nicht Ratsmann, Kaufherr, Reeder, Seemann, „Snittger“

(alte Bezeichnung für Tischler und Schreiner, der zugleich auch Holzschnitzerei oder Holzbildhauerei ausübte), Schlosser oder sonst ein ehrfamer Zunfthandwerker war, zählte wenig mit. Noch in den dreißiger Jahren erlebte es hier ein ganz bedeutender Dichter und Schriftsteller, der in eine Handwerkerversammlung geraten war, daß ihm der Altmeister sagte: „Als Handwerker mußt ich angestrengt vier Jahr lernen; so Dichtern wählt wie alle hier in dre Wäken lernen! wie brukt us ja man blot to besinnen, wat use Lehrer us seggt het!“ — Welch' eine Schmeichelei für den Lehrer und welche Niederlage für die edle Dichtkunst! O, Apollo, verhülle dein Haupt! — O tempora, o mores! Wenn unsere Alten, denen ein Roland auf dem Markte oder die sieben Kurfürsten am Rathause geistvolle Steinbilder waren, jetzt unsern Dom, die Börse, das Post- und Gerichtsgebäude, die Gustav Adolf-Statue, Olbers- oder Kriegerdenkmal sähen, wie würden sie staunen und derartige Kunstwerke für Blendwerke des Teufels halten. Freilich 1405 wurde das prächtige Rathaus von Maurermeister Salomo begonnen und 1609—1612 von Lüder von Bentheim im Renaissancestil vollendet, aber das waren nur zauberische Lichtblicke in jener Zeit, die schnell wieder verlöschten und einem Geschmacks Platz machen mußten,

der Gefallen am Bau eines Stadthauses, der Wacht-  
häuser an den Thoren usw. hatte.

Als am 18. Oktober 1824, dem Erinnerungstage  
der Schlacht bei Leipzig, im Dom ein großer Fest-  
gottesdienst abgehalten wurde, war der Dom, wie mir  
ein alter Gewährsmann erzählte, so überfüllt, daß die  
Diaconen, welche noch damals mit dem Klingelbeutel  
gingen, die Arbeit des Sammelns während des Gottes-  
dienstes nicht allein bewältigen konnten, sie forderten  
daher durch Handbewegungen einige „Borger“ zum  
Helfen auf. Diese willfahrten denn auch sofort und  
sammelten mit, indem sie ihre Zylinder als Beutel  
benutzten. Von dieser Ehre haben die alten „Borger“  
noch lange erzählt.

Wenn ein Sohn eines Zunftmeisters bei irgend  
einem anderen Meister in die Lehre trat, genoß er  
besondere Vorteile, er konnte nicht zu den bei den  
Lehrlingen sonst üblichen Handreichungen im Haushalte  
angehalten werden, aß mit am Familientische usw.  
„Se wer ja — Meisters Söhn.“

Ein ganzer Wall von Zunft- und Staatsgesetzen  
schirmte die Alteingesessenen vor Konkurrenz von außer-  
halb. Da gab es das Gesetz, daß nur ein Meisterssohn  
das Geschäft seines Vaters weiterführen konnte, oder,  
falls dieser nicht vorhanden oder verzichtete, ein

Fremder des Meisters Tochter freien mußte, um das Geschäft ihres Vaters weiterführen zu können; die Wittwe eines Meisters hatte allerdings die Freiheit, einen Gesellen zu heiraten, nachdem dieser sein Meisterstück gemacht hatte, wobei auch noch allerlei Schikanen, falls dieser Gesell aus irgend einem Grunde unbeliebt war, vorkommen konnten, sodaß man sogar ihm das Meisterzeugniß vom Zunftvorstande verweigerte, und so die Heirat unterbleiben mußte, falls der Erkorene nicht Gesell bei seiner eigenen Frau sein wollte. Der Kandidat um die Meisterschaft mußte das ihm vom Zunftvorstande aufgebene Meisterstück in einem besonderen Raume seiner Behausung anfertigen, und die Herren Zunftauschuß-Beisitzenden hatten jederzeit während der üblichen Arbeitsstunden das Recht, den Betreffenden bei der Arbeit zu überraschen und zuzusehen, daß er ohne fremde Hülfe arbeitete; wurde ein Helfer bei ihm entdeckt, konnte er unnachsichtlich von jeder Bewerbung sofort ausgeschlossen werden. Das waren scharfe Gesetze.

Eben solchen Schutz genossen die Kaufleute oder Großhändler, denn die „große Handelsfreiheit“ zu erlangen, war mit vielen Kosten verknüpft; die „kleine Handelsfreiheit“, welche für Etablierung einer Höferei usw. ausreichte, war bedeutend billiger zu erlangen,

obgleich auch hier erst viele Schwierigkeiten zu überwinden waren und viele „Kleinigkeitskrämerei“ hierbei von den Großhändlern geübt wurde. So war es wieder den Inhabern der „kleinen Handelsfreiheit“, falls diese Höferei betrieben, verboten, koloniale Gewürze, wie Pfeffer, Lorbeerblätter 2c. zu verkaufen, wohingegen sie Senf, Essig und dergl. abgeben durften.

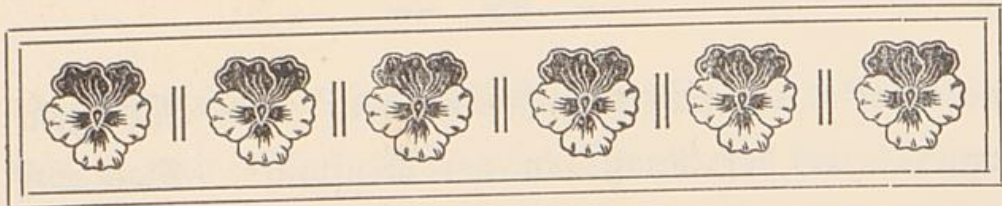
Unter den Bäckern bestand noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Vereinigung, nach welcher es den Zunftgenossen nur der Reihe nach erlaubt war, in den „Bremer Wöchentlichen Nachrichten“ frisches Brot anzuzeigen. Weil es sich nun aber fügte, daß in der Altstadt sämtliche Weißbäckermeister, nur einer ausgenommen, sich zum reformierten Glauben bekannten, hieß es einfach in der Stadt, sobald der die Ausnahme machende Bäcker an die Reihe kam: „Hüte hät de Luthersche frischet Brot!“ Und gerade das Brot des Lutherischen war sehr beliebt.

Selige Zeiten voll harmlosen Hinlebens der alten „Bremer Borger“, wenn sie in den „Wöchentlichen Nachrichten“ am 14. Januar 1743 (gedruckt bei seel'gen Herrn Brauers Wittwe) lesen konnten: „den 17. Januar 1743 Hans Becker von Osterode mit 2 Karren fährt auf Rißingen, logieret in der Garküchen in der Neustadt. Item: Kristoffer Bäumler von Grauwinkel

mit 5 Karren fährt auf Nürnberg und Düringen, logiert „in der Koop“ in der Neustadt“. Das war die Versandgelegenheit für 14 Tage. Jetzt fahren täglich etwa 50 Eisenbahnzüge von hieraus nach allen Weltrichtungen. Die Menschheit ist weiter gekommen, hat großartige Errungenschaften gemacht, aber glücklicher, zufriedener ist sie nicht geworden. Früher gingen die Menschen zum Grabe, jetzt hasten sie elektrisch nach der letzten Ruhestätte.

Mögen auch vorstehende wenige Zeilen den Zweck erfüllen, die Erinnerung an unsere Vorfahren wach zu halten, damit wir immer eingedenk bleiben ihres Strebens, gute Bürger zu sein, und uns selbst beeifern, es ihnen an Treue und Mut für das Wohl der Stadt nach unseren Lebensverhältnissen gleich zu tun.

Wer aber sich auch nicht als Abkömmling der „alten Bremer Bürger“ betrachten kann, sondern erst als Neuling sich unter den Schutz Bremas stellte, möge mit allen Kräften für das Wohl der Stadt mitstreben, dann wird sich der Spruch: „Ubi bene, ibi patria“ — „Wo mir's wohl ergeht, ist meine Heimat“, auch an ihm bewahrheiten.



## Vor der Erfindung des Blitzableiters.

Historische Nachrichten über durch Gewitter entstandene Brände in Bremen in den Jahren 1624—1739.

---

Bu den sehenswürdigsten Gebäuden, welche die Stadt Bremen in früheren Jahrhunderten aufzuweisen hatte, gehörte unstreitig der 1531 bis 1533 erbaute Zwinger, die „Braut“ genannt. Um den Turm, der im Fundamente 90 Fuß (ca. 26 $\frac{1}{2}$  m) im Durchschnitt hielt und eine Höhe von 165 Fuß (ca. 48 m) hatte, war ursprünglich von dem Erbauer Jakob Bockes van Bollenhoff ein Graben geplant, um wirksamer einer Gefahr, die durch das Gebäude, in welchem der Kriegsbedarf der Stadt an Pulver, Pechkränzen usw. aufbewahrt wurde, vorbeugen zu können. Die alte „Bremische Chronik“ vom Jahre 1550 schreibt darüber:

„Da wurde tho geraden, dat man eenen Graben ümme den Dwenger hertoge, dat de Wäfer schulde um den Dwenger lopen, twiscken dem Borgwalle (einer Bastion an der Weser) un den Dwenger.“

Aber ein weiser Rat der Stadt hielt solches nicht für notwendig und daher unterblieb diese Vorsichtsmaßregel. Aus oben genannter Quelle erfahren wir dann noch, daß nicht sowohl der Zwinger selbst, als vielmehr der um ihn sich herumziehende Wall, gleich wie die anderen Rondele in den Befestigungswerken der Stadt eigene Namen hatten, die Bezeichnung „die Braut“ führte, also der Zwinger selbst mit Unrecht noch in unseren Tagen so genannt wird.

Am Montag, den 21. September 1739 war ein schwüles Wetter und bei hereinbrechendem Abend sah man starkes Wetterleuchten, bis dann nach einigen Stunden sich ein schweres Gewitter über Bremen entlud. Etwa 20 Minuten nach 1 Uhr traf während desselben ein Blitz den Zwinger, in welchem zur Zeit viele Sturm- und Pechkränze, Licht- und Brandkugeln, Handgranaten und etwa 1000 Pfund Schießpulver lagerten. „Welche Erschütterung und welches Geprassel muß dieses abgegeben haben“, schreibt der Chronist, „wenn so ein starker, hoher und fester Turm in so viele Stücke zerschlagen und zerschmettert wird! Man hörte zuerst in der Luft ein Geräusch wie das Sausen eines Drakos und dann zwei Minuten später einen ungemein starken und knatternden Schlag, der die Häuser erschütterte, die sich mit Feuer und Dampf

füllten, und dann Dächer und Fenster hinwegriß. Kein Mensch dachte an den Pulverturm, sondern jeder Hörer meinte, der Blitz sei in die eigene Wohnung eingeschlagen. Wie man nachher erfuhr, ist eine Meile im Umkreise Bremens die Erschütterung gespürt und der helle Lichtschein wahrgenommen. So groß und allgemein war der Schrecken, daß kein Auge von Tränen und kein Herz von Wehmut leer war. Das ganze Gebäude war in die Luft geflogen und alle Bewohner desselben kamen jämmerlich ums Leben. Viele hundert Häuser auf der Wachtstraße (der Zwinger stand auf dem Areal des jetzigen Arbeitshauses und vor demselben befand sich die Wache, daher heißt noch jetzt die dorthin führende Straße Wachtstraße), der Tiefen, Martinistraße, an der Holzpforte, Stosendam (jetzt Stavendam) und selbst in der Neustadt am Deiche wurden zerstört."

So weit der Chronist. Ein besonders glücklicher Umstand war es, daß ein starker Platzregen alle entstandenen Feuersbrünste löschte und selbst der Zwinger nach wenigen Minuten als ein großer qualmender Trümmerhaufen dalag. Merkwürdigerweise findet hier schon die von den Amerikanern im Jahre 1897 aufgestellte und schon längst ins Praktische übersehte Theorie, die sich vollkommen bewährte, bestätigt, daß

wenn Kanonen mit vielem Pulver gefüllt, hoch in die Luft ihre Ladung schießen, sich Wolken bilden und diese dann bald den ersehnten Regen spenden.

Interessant ist es ferner, daß das neben dem Zwinger stehende Haus des Baumeisters Cord Ficken, zwar sehr beschädigt, aber doch vor gänzlicher Zerschmetterung bewahrt wurde. Auch rettete aus einem in der Nähe stehenden sehr massiv gebauten Hause ein junges Mädchen seine betagte Großmutter. — Der Rat ordnete dann eine achttägige Dank-, Buß- und Betttagfeier in allen Kirchen der Stadt und des Gebietes an.

Wir haben uns bei dem Brande der sogenannten „Braut“ am ausführlichsten verbreitet, weil dieses Geschehnis in unserer Skizze am meisten Beachtung beansprucht, in betreff der übrigen Brände, welche bereits in den Vorjahren stattfanden, können wir uns kürzer fassen.

Am 9. Juni 1624 ist durch einen Blitzstrahl der Zwinger beim Ostertor entzündet worden. Über dieses Gebäude meldet die schon erwähnte Chronik:

Anno 1514 quemen (kamen) de Herren unde Forsten nah Bremen int Osterdor, unde als Hertog Heinrich von Braunschwig den schönen nen Dwenger vor dem Dore sach, de dit Jahr richte worden, sprak

he, dem Meister scholde man de Dgen utsteken, de den gemuret hadde, damit he nich mehr — sülke vaste Stede schaffte.

Dieser also feste Turm hielt denn auch so gut stand, daß obgleich der Blitz in den oberen Teil, wo viel Pulver lagerte, einschlug, nur dieser in die Luft flog, die unteren Mauern aber unversehrt stehen blieben. Zwölf Menschen kamen bei diesem Unheil um und zahlreiche Häuser wurden auf der „Mattenburg“, (die jetzige Straße „Marterburg“), wie der Chronist schreibt, beschädigt.

Am 8. April des Jahres 1647 fuhr während eines gewaltigen Unwetters der Blitzstrahl in die Spitze des Ansgarii-Turmes. Das Feuer, welches im Gebälke ausgebrochen, hielt man infolge eines heftigen Regengusses schon für gelöscht, als plötzlich die mit Kupfer gedeckte Spitze zu glühen anfang und man so merkte, daß eine große Glut inmitten des Turmes entfacht war. Weil sich hier nun schwer Rat schaffen ließ, an die Spitze zu gelangen, erhob sich in der Stadt, wie ein Augenzeuge schreibt: „ein entsetzliches Lamentiren, Schreyen und Weinen, und am meisten von den näheren Anwohnern der Kirche“.

Am folgenden Tage endlich wagte es ein Schieferdecker, die Spitze des Turmes einzuschlagen und so

dem noch immer wütenden Feuer nach außen Luft zu machen. Als dann endlich der Knauf sammt der Wetterfahne über den Meister hinweg in die Tiefe stürzte, konnte mittels einer Schlauchvorrichtung das Feuer gedämpft werden. Am 14. April ist dann, in eines „Hoch=Edlen und Hochweisen Rats Territorio und Bothmäßigkeit“ ein Kirchen=Dank=Tag abgehalten worden.

Nur vier Monate später wurde dann der starke Zwinger beim Stephani=Tor durch Blitz entzündet und zerstört. Über dieses Bauwerk schreibt die mehrerwähnte Bremische Chronik:

Anno 1534 des negsten Sunnawends nah Michaelis ward rehdē (gerichtet) gemaket St. Steffens Dwenger nah den Tegelhause by der Weser, de Anno 1524 beginnet was.

Über die Entzündung und Zerstörung dieses Zwingers aber wird in dem „Theatro Europaeo“ im vierten Teil, Seite 301, berichtet: „Im Jahre 1647 trug sich am 5. Augusti Nachmittags um 4 Uhr in Bremen ein erbärmliches Spektakul zu; indem das Donner=Wetter in den Pulverthurm, so am Zucht=Hause gebaut und nachhe am Wall bey der Weser stehet, eingeschlagen, wodurch derselbe in die Luft gegangen, und von dessen Schlag und Knall in die sechshundert

und mehr Häuser ruiniret, und zerschmettert worden. An der Kirche, St. Stephani genandt, war alles Gemäuer allenthalben geborsten. Von Menschen soviel man noch zur Zeit vernehmen konnte, sind 40 todt geblieben, und über 200 gequetschet. Es war gedachter Turm an der Mauer 18 Fuß (ca.  $5\frac{1}{3}$  m) dick und oben mit einer Spitze und mit Kupfer gedecket."

In dem Turme wurden etwa 1000 Centner Pulver aufbewahrt. Bei Gelegenheit dieses neuen Unglücksfalles, der in der Stadt viel Kummer und Herzeleid verursachte, verordnete „Ein Hoch-Edler Rat abermals einen solennen Fast-, Buß-, Dank- und Betttag und zwar auf den 18. August desselbigen Jahres".

Zum Schluß wollen wir noch einen Blick auf die beiden alten Domtürme werfen. Unsere Domkirche hatte ehemals zwei prächtige Turmspitzen, um die sie aber kurz nacheinander beraubt wurde. Der sogenannte Glockenturm stürzte am 27. Januar 1638 nachmittags gegen 1 Uhr bei stillem Wetter samt Uhr und acht in demselben hängenden Glocken infolge eines großen Risses, den das Gebäude schon seit 10 Jahren zeigte, den man aber für gefahrlos hielt, zusammen. Durch diesen Einsturz wurden zwei Häuser zerschmettert, acht Personen getötet und viele Menschen beschädigt. Wenige Monate darauf wurde

die Spitze des andern Turmes durch einen Blitzstrahl entzündet, jedoch konnte das Feuer bald gelöscht und so ein weiteres Umsichgreifen verhütet werden. Im Jahre 1656 aber traf ein zweiter Blitzstrahl den Turm, der nunmehr von verheerernder Wirkung war.

Henrich Anshelms von Ziegler schreibt im „Historischen Labyrinth der Zeit 1680“ im 357. Blatte über dieses Begebnis: „Es ereignete sich am 4. Februar anno 1656 in und um die Stadt Bremen des Nachts ein außerordentliches Ungewetter, welches mit einem starken Sturmwinde und heftigem Schneyen begann. Den darauf folgendem Morgen hielt das Schneewetter noch an, so daß um 9 Uhr Vormittags die ganze Luft von den herunterfallenden Flocken verfinstert wurde. Plötzlich ließ sich ein graußiger Blitz sehen und ein Donner-Schlag hören, daß der Einwohner Augen und Ohren mit wahrer Todes-Angst erfüllt wurden. Als sich nun die Luft aufklärte und der Wind mit seinem Wüthen nachließ, bemerkte man, daß die schöne Spitze der Domkirche, St. Peter, dergleichen sonst nirgens in Niedersachsen zu finden ist, von Rauch umgeben war und bald lichterlohe brannte. Da man an das hohe Feuer nicht leichtiglich kommen konnte, war die ganze Spitze bis 1 Uhr Nachmittags bis auf die Quardersteinmauer ganz abgebrannt und fiel auf das

Kirchendach, wodurch auch dieses entzündet wurde und bis auf das Kirchengewölbe abbrannte. Hier wurde dann das Feuer gelöscht. Bei dem Brande sowohl, wie beim Ablöschen ist kein Mensch und auch keins der umliegenden Häuser zu Schaden gekommen, inmaßen obgedachte Thurmspitze nebst dem großen kupfernen Knopfe, der in seiner Weite ungefähr einen ganzen Eymmer Wein fassen kann, so gemüthlich auf die Erde herunterfiel, daß, wenn man den sorgfältigsten Fleiß, allen Schaden zu verhüten, angewandt, selbiger hätte nicht bequemer geleet werden können.“ Soweit fast wörtlich das „Historische Labyrinth der Zeit“ vom Jahre 1680. Mögen die jetzt unter der kundigen Hand des leider zu früh verstorbenen Dombaumeisters Max Salzmann wieder erstandenen prächtigen Turme vor einem ähnlichen Schicksal, wie es die vorher erbauten traf, für alle Zeiten bewahrt werden.

Wie aber aus vorstehenden Zeilen ersichtlich, waren in früheren Jahrhunderten besonders die höheren Gebäude der Gefahr der Entzündung durch Blitz sehr stark ausgesetzt und die Einwohner einer Stadt oder Landgemeinde mußten bei Gewitter in beständiger Furcht schweben. Wie haben sich da die Zeiten nach Erfindung des Blitzableiters durch Benjamin Franklin im Jahre 1770 gebessert. Welche weittragenden

Folgen hat da die Erfindung eines Mannes, der sich einzig berufen fühlte, seinen Nebenmenschen sich nützlich zu machen! — Ein gut funktionierender Blitzableiter aber ist die Bedingung seiner Wirksamkeit, da ein beschädigter oder unvollständiger mehr Unheil als Heil bringen kann. Man lasse daher in jedem Frühjahr die Leitungen nachsehen.





## Wie die alten Bremer speisten und tranken.

---

Noch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gab es viele Leute, die den Genuß der Kartoffeln, wegen ihres „Giftgehaltes“ verschmähten und daher bei Möhren (gelben und roten Wurzeln) und Rüben, welche die Erdäpfel seit undenklichen Zeiten ersetzt hatten, blieben. Selbst der in ganz Niedersachsen und Westfalen seit der Urahnen Tage gepflegte „Braunkohl“ wurde nur mit reichlichem Zusatz von Hafergrütze und gefettet mit Speck verzehrt. Auch Fischspeisen, die früher das „tägliche Brot“ des Kleinbürgers bildeten, wurden mit Möhren oder Rüben als Zuspeise angerichtet. Der Fisch wurde in einer dicken weißen Mehlsauce, in welcher die langen gelben Möhren aufgepflanzt waren, aufgetragen und so zusammen verspeist.

Wie J. G. Kohl nach der noch ungedruckten Bürgermeister Heineken'schen Chronik berichtet, war es erst der Zeit nach dem siebenjährigen Kriege, also dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts vorbehalten, zum Anbau feinerer Gemüse, wie Blumen-, Wirsing- und Rosenkohl, Spargel usw. hier den Anstoß zu geben. Englische Offiziere, welche damals längere Zeit in Bremen in Quartier lagen, veranlaßten Gemüsezüchter aus ihrer Heimat, sich in Bremen niederzulassen und hier nach ihrer Weise den Landbau zu betreiben. Diese Leute siedelten sich vorzugsweise in Gröpelingen bei Bremen an und gründeten dann später unter dem Namen des Schult'schen oder Berg'schen Vorwerks bekannten „Dlenhof“, wo sie den Gemüsebau in ausgedehntester Weise betrieben. Seit dieser Zeit waren nun bald in Bremen, außer den genannten Kohllarten auch Melonen, Erdbeeren und andere schmackhafte Erzeugnisse des Feld- und Gartenbaues auf den Tafeln der begüterten Bürger zu finden.

Von den Gehülften, welche bei jenen Engländern dienten, sollen, wie J. G. Kohl nach der Heineken'schen Chronik berichtet, mehrere sogenannte Kohlhöckerfamilien in Bremen abstammen. Tatsache ist, daß das Kleine'sche Landgut, von welchem in hervorragender Weise zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Stadt mit feinerem

Gemüse versorgt wurde, von einem früheren Gehülfen des „Olenhof“ gegründet wurde.

Im allgemeinen aber wurde, selbst in den besseren Familien, die Mittagstafel, außer bei festlichen Veranlassungen, sehr einfach gehalten. So wird von einem reichen Bremer Handelsherrn, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts lebte, erzählt, daß dieser, wenn er sich einmal ein halbes Duzend Austern zählte, die Schalen am Abend im Geheimen in die Weser werfen ließ, damit kein Nachbar den Luxus, den er trieb, bemerken konnte.

Bei großen Gastereien aber, bei Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Zweckessen ging es in Bremen in bezug auf Trank und Speise nicht knapp her. So lautet der Speisezettel eines Gastmahles des Krameramtes in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts:

Dat erste richte:

Röckert (geräucherter) Schinken, Bruststücke vom Ochsen, Kuhzungen, Mettwürste.

Dat twede richte:

Grapenbraten (d. h. Topfbraten; Grape ist die alte Bezeichnung für Topf) und Spießbraten. Früher wurden die Kleinteile des Schweines, die jetzt meistens zu Suppen verwendet werden, im eigenen Fette im Topf braun und knusperig gebraten.

Den Beschluß dieses Fleisheßens bildete „botter un Dexter kese“ mit Brot.

Es gab also bei diesen Gastereien nur Fleisch ohne jegliches Gemüse. Unsere Ahnen waren eben ein breitknochiges, jeder idealen Bestrebung bares Geschlecht und so war auch sein Geschmack.

In der Fastenzeit, die auch selbst von lutherischen und reformierten Familien aus traditioneller Gewohnheit noch lange respektiert wurde, trat der Fisch in die Rechte der Bierfüßler. Da gab es bei bezüglichen Festmahlen nach einer alten Aufzeichnung 1. Fisch von Bergen, 2. Hechte und Quappen, 3. gebratene kleine Fische (wahrscheinlich Stinte), 4. Lachs und gebratene Neunaugen; zum Schluß gab es dann „krullekoken“ (d. h. gerollter oder Wickelfuchen) mit Äpfeln und Nüssen. Welche Magenkraft gehört zur Verdauung eines solchen — Fastenessens!

Ein anderes Festessen-Menu lautet: 1. Schweinebraten, gebratene Kuhzungen (wir nennen zarter Weise selbst jetzt die trockenste Kuhzunge eine — Ochsenzunge), gebratene Hühner und „antvagens“ (Enten), 2. Grapenbraten, 3. „Bargerfiß mit bottern“, 4. als Nachtisch: Mandelmus, Kräuterkuchen, Dexterkese, Apfel, Nüsse und „krullekoken“.

Diesen gewichtigen Speisemassen stand das „tafeln decken“ nicht weniger gewichtig gegenüber. Zu unterst kam das „underlaken“, darüber ein „handlaken“ und dann erst das eigentliche „tafellaken“. Auf diesem je nach der Zahl der Gäste „tungen“ (zungenförmige Brötchen und „brutwegge“ (Brautwecken ist ein keilförmiges Weizenbrot) gedeckt mit „brotwelen“ (kleinen Handtüchern, welche die Stelle unserer jetzigen Servietten vertreten). Diese Brötchen waren die einzige Zuspeise, welche die schweren Fleisch- und Fischgerichte verdauen helfen mußten. Die Niederländer, Spanier und Engländer (an deren Spitze Sir Walter Raleigh und Francis Drake), haben sich durch die Einführung der Kartoffel wirklich unsterbliche Verdienste erworben. Man mag urteilen, wie man will, aber die Kartoffel hat erst das Gangliensystem der Menschheit von einem unleidlichen Drucke, hervorgebracht durch das massive Fleisshessen, das von keinem Stoffe neutralisiert wurde, befreit. Die allgemeine Einführung der Kartoffel ist eine Völker befreiende Tat gewesen. Früher waren die Menschen, ehe sie die richtige Verdauung hatten, zu allen Kaufhändeln aufgelegt, — die Kartoffel, obgleich ihr Nährwert gering, hat die Menschen erst zu Menschen gemacht, denn der Mensch ist, wie er ist und was er ist. Seit der Zeit, da die Menschheit

richtig Verdauen gelernt hat, ist sie — geistreicher und edler geworden. Selbstverständlich habe ich hier nicht die reinen Kartoffeleßer im Auge. Man denke nur an den Fortschritt, den die Völker seit 200 Jahren gemacht, und vergleiche damit das Leben vor dem sechzehnten Jahrhundert!

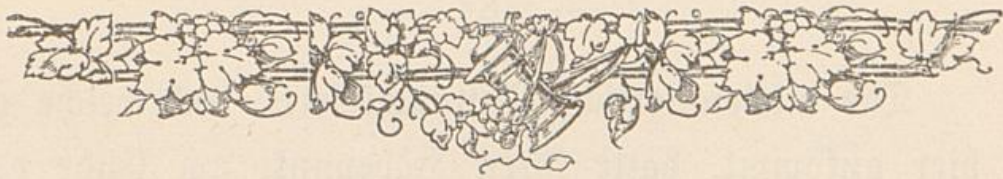
Nachdem bei Feierrahlzeiten (im Zeitraum von 1400—1700) die Gäste Platz genommen hatten, wurde geröstetes, mit Zucker bestreutes Brot gereicht und dazu Malvaster (damals beliebter Wein von der griechischen Stadt Malvasia an der Küste von Lakonien), „so viele als man trinken mag“. Erst nach Beendigung des Mahles kam der Bierkrug auf den Tisch, und am Schlusse des Festes gar mancher Gast unter den Tisch.

Im allgemeinen aber war das Leben unserer Urväter in bezug auf Getränke anspruchslos und bescheiden. Wie seit den ältesten Bischofszeiten, war Bier das Hauptgetränk. Zwar florierte Bremens Weinhandel schon seit Mitte des 15. Jahrhunderts, auch war der Ratskeller, wie bekannt, seit dem 16. Jahrhundert eröffnet, aber die Bürger selbst ließen nur bei außerordentlichen Veranlassungen von dort oder vom Weinhändler einige Flaschen Rebensaft holen. Nur Kindtaufen („Kindelbeer“), Hochzeiten und Begräbnisfeiern machten eine große Ausnahme.

Bei Begräbnissen herrschte lange Zeit die Unsitte des „Einkehrens“. kamen die Leidtragenden vom Kirchhofe zurück, gings noch einmal zum Trauerhause, um die Hinterbliebenen — zu trösten. Da aber schrieb die Sitte vor, daß die Geladenen mit Wein (in den vornehmen) oder mit Bier (in bürgerlichen Häusern) regaliret wurden und zwar gewöhnlich bis zum Übermaß. Nachdem dann so einige Stunden getrunken war, wurde die Stimmung der meisten „Leidtragenden“ sehr gehoben, und es fehlte oft nicht viel bis zum Anstimmen lustiger Lieder. „Such! et geht doch nix for'n vergnögget Dodenbeer!“ war eine Ausrufung, die vielfach bei solchen Gelegenheiten vernommen wurde.

Die Zeiten haben auch hierin sich geändert. Festmähle, wie J. H. Voss dieselben in seiner Idylle „Der Abendschmauß“ beschreibt, kommen jetzt selbst in den höchsten Kreisen nicht mehr vor. Die Welt ist verfeinert worden: früher war das Essen und Trinken Zweck der Feste, jetzt sind Speise und Trank bei einer solchen Gelegenheit nur das Mittel, um die Gesellschaft geistig anzuregen.





## Mittelalterliche Fastnachtsgebräuche.

---

Die ersten Anfänge eines Karnevals finden wir in symbolischen Schauspielen, welche in den acht Tagen vor Aschermittwoch, besonders in Italien, später auch, jedoch mit einigen Abweichungen, welche mehr den nordischen Lebensanschauungen angepaßt waren, in Deutschland aufgeführt wurden. Schon das Wort „Larve“ (a. d. lat. v. „larva“, d. h. Schreckbild, Gespenst) deutet darauf hin, daß diese Feste, bei welchen die Vortragenden sämtlich maskiert waren, eine andere Bedeutung hatte, als eben diejenige, welche ihnen jetzt beigelegt wird. Diese Masken sollten ursprünglich die Seelen der Verstorbenen vorstellen und ihre Tänze sollten die Bewegungen der Sterne verbildlichen, denn die Sterne waren nach der Idee der Alten selige Geister. — Später erst, als die christliche Aufklärung größere Fortschritte gemacht, legte man diesen Auführungen, welche sich auch schon mehr den Anschauungen der Jetztzeit näherten, den Namen Karneval bei.

Die mittelalterliche Fastnachtsfeier, auf welche es hier ankommt, hatte ihren Höhepunkt am Ende des vierzehnten Jahrhunderts erreicht. Ehe wir jedoch näher auf das eigentliche Fest des Fastendienstags eingehen, möchten wir noch einige Bemerkungen über den sogenannten „blauen Montag“, der diesem Feste den Ursprung verdankt, einschalten. Schon die Polizeiordnung des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg vom Jahre 1515 gibt eine längere Abhandlung darüber; die eigentliche Entstehung des Tages ist jedoch in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts zu verlegen. Um diese Zeit wurden in den Fasten, wo die Handwerker anfangen, die Fastenmontage durch Unterlassung der Arbeit zu feiern, alle Kirchen blau ausgeschmückt. Die eigentliche Ableitung der Bezeichnung kommt aber wohl von „Durchbläuen“ her, da die Zusammenkünfte der müßigen zehenden Handwerker an obigem Tage gewöhnlich mit Prügeleien endigten. Nach einer dritten Version möchte die Benennung auch von dem noch jetzt in Thüringen üblichen Begriff „blau“ für „toll“ oder „unvernünftig“ zu sagen, abstammen.

Die Fastnachtslustbarkeit wurde bald auch auf Montage außer der Fastenzeit ausgedehnt und nach kurzer Zeit hatte sich der „blaue Freßmontag“ bei den Gefellen einer allgemeinen Beliebtheit zu erfreuen.

Die Meister waren desto nachgiebiger, weil ihnen gleichfalls ein zweiter Ruhetag behagte. — Der Mißbrauch mit dem blauen Montage, an welchem toll pokuliert und getanzt wurde, führte bald zu Tumulten und Totschlägen, und da keine Verordnung helfen wollte, wurde er endlich ein Gegenstand der Beratung für Kaiser und Reich. Die Veranlassung gaben die „Schuhknechte“ zu Augsburg im Jahre 1726. Diese wollten vom Magistrat die obrigkeitliche Anerkennung des Montags erzwingen und als ihnen solches unter Zustimmung der Meister verweigert wurde, fingen sie Händel an und legten ihre Arbeit ganz nieder. Später verließen 107 Gesellen die Stadt, welche dann, von einem benachbarten Orte aus, eine nach unseren heutigen Begriffen wohlorganisierte Streifbewegung ins Leben riefen. Denn sie schrieben, unter Verantwortung eines Altgesellen, an die Kollegen in Dresden, Berlin und Leipzig: „Wir haben einen Aufstand machen müssen, mit diesem, daß wir, eine alte Gerechtigkeit bestätigt erhalten und berichten Euch, daß keiner nach Augsburg reist, der ein braver Kerl ist: arbeitet er dennoch in Augsburg, so wird er seinen Lohn empfangen, was aber, das wird er schon erfahren.“

Die Mißbräuche der Handwerker gefährdeten die Ruhe der Städte, sie kamen daher auf dem Reichstage

zur Sprache. Kraft eines Reichsgesetzes wurde 1731 der „blaue Montag“ abgestellt, aber über die Befolgung dieses Gesetzes wenig gewacht; 1771 kam ein neuer Reichstagsbeschluß zu stande, gleichwohl aber ist jeder Montag bis auf unsere Zeit noch ein beliebter „außerordentlicher“ Festtag.

Soweit über den „Blauen“. — Die Karnevalsfeier der Hauptstädte Italiens und des Rheinlandes, welche in nur etwas modifizierter Form bis auf unsere Tage gekommen ist, setzten wir als bekannt durch zahlreiche Berichte voraus; wir wollen hier nur über einige, jetzt längst, bis auf das „Heiß-Wecken-Essen“, abgekommene Gebräuche aus dem Norden unseres Vaterlandes sprechen.

In einigen Städten führten die Junggesellen verlarvt einen Pflug herum, und zwangen die unterwegs aufgegriffenen Mädchen an dem Soche zu ziehen, zur Strafe, daß sie noch nicht geheiratet hatten.

In den Fischfang treibenden Flecken und kleineren Orten an der Ost- und Nordsee, also zweifellos auch im bremischen Kreise, zogen die Schiffsknechte Gaben einsammelnd vor die Häuser der Meister, unter Anführung der drei Ältesten, wobei nachfolgende Verse gesungen wurden:

Die Anführer:

Wollt ihr wissen, wer wir sind?  
Wir sind das neue Wetterkind! \*)

Die Übrigen:

Sie werden sich wohl bedenken  
Und uns ein Fastelabend schenken!

Die Anführer:

Wir holen und wir halten  
Die Fische aus dem Kalten.

Die Übrigen:

Sie werden sich wohl bedenken  
Und uns einen Fastelabend schenken!

Die Anführer:

Die Frau und die Jungfer haben sich so eng' geschnürt,  
Sie werden auch noch heute zum Tanze geführt!

Die Übrigen:

Sie werden sich wohl bedenken  
Und uns einen Fastelabend schenken!

Nun wurden die Gaben, welche in einem Gulden,  
Eiern und Brot bestanden, eingesammelt und darauf  
sangen

---

\*) Hier wurde mit der Fastnacht zugleich auch die Wieder-  
kunft des Frühlings gefeiert.

Alle:

Sie haben uns eine Verehrung gegeben  
Fürs ganze Jahr. — Jahr ein und aus  
All' Unglück fahre zum Siebel hinaus!

Große Tanzlustbarkeiten, an welchen die Teilnehmer maskiert waren, schlossen den Tag ab.

In Lüneburg herrschte vom Jahre 1273 bis 1629 der von Herzog Johann von Braunschweig eingeführte Gebrauch des „Röpefahrens“. Niemand konnte nämlich ein Patrizier (dort „Sülzmeister“ genannt, weil er Salz kochen lassen durfte) werden, wenn er nicht zuvor in der Fastnacht ein großes, mit Steinen schwer angefülltes Weinfäß mit zwei davor gespannten starken Pferden im schnellsten Laufe durch die ganze Stadt umher geführt hatte. An den Boden des Fasses waren Rollen angebracht, woran das Seil zum Ziehen und Fortwälzen befestigt war. Der Aufzug, der den neuen „Sülzmeister“ begleitete, war feierlich. Dazu gehörten Trompeter, Vorreiter usw. Nach beendigtem Laufe wurde die Röpe (das Weinfäß) in einem großen Feuer verbrannt und um dasselbe dann ein froherziger Rundtanz gemacht. Dieses Röpefahren war für die Lüneburger ein ritterliches Spiel.

In der ostfriesischen Stadt Norden war es bis zum Jahre 1666 Sitte, daß das junge Volk am Fasten-

dienstag mit Musik und fliegenden Fahnen zu Fuß und zu Roß nach dem Hause sich begab, in welchem im Laufe des Jahres eine Frau ihren Mann geschlagen hatte. Wenn nun der Mann mit dem Haufen sich nicht abfinden wollte, setzte man Leitern an, stieg auf das Dach, zerhieb den First, und riß das Dach bis auf die vierte Latte, von oben an, ab.

Über diesen Rechtsgebrauch bemerkt Grimm in seinen „Rechtsaltertümern“, Seite 724, Folgendes an: „Die Entehrung eines Mannes war den Nachbarn so unerträglich, daß sie ihn nicht mehr unter sich dulden konnten, und ihm sein Haus zu Grundem richteten. Dieses geschah symbolisch durch Abtragung des Daches. Wer sich vor den Schlägen seiner Frau nicht bewahren konnte, der sollte gleichsam nicht wert sein, vor Wind und Wetter Schutz zu haben.“

In Bremen hat sich von charakteristischen Fastnachtsgewohnheiten das „Peitschenknallen“, welches die Fuhrknechte vor den Häusern der sie beschäftigenden Kaufherren in blauen Leinwandkitteln als ein Peitschenkonzert veranstalteten, wofür ihnen extra ein „Trinkgeld“ gereicht wurde, sowie das „Heißwecken-Essen“ bis vor wenigen Jahren erhalten. Ersterer Gebrauch erklärt sich selbst; über letzteren möchten hier jedoch noch einige Worte am Platze sein. Dieses Gebäck, welches jetzt in

abgeplatteter Halbflugelform hergestellt wird, hatte früher die Gestalt eines Ringes mit vier Speichen, welche ein Kreuz, das Zeichen des Glaubens, bildeten. Später wurde es in jetziger Gestalt, jedoch mit einem eingedrückten Kreuz, in der Art der noch jetzt üblichen „Kreuzbrötchen“ angefertigt. In Pommern wurden diese Brötchen nach besonderer obrigkeitlicher Verordnung gebacken; so auch im Mecklenburgischen nach einer gesetzlichen Vorschrift Herzog Heinrich des Löwen. Sie waren aus dem feinsten Mehl bereitet, mit siedender Milch abgekocht und dann mit Eiern, Butter und Gewürz zugerichtet, wo sie dann warm verspeist wurden. Daher die altdutsche Benennung „Heetweggen“, welches später in „heiße Wecken“, oder kurzweg in „Heißwecken“ übersetzt wurde.

Die neueste Zeit, welche auch im Norden unseres Vaterlandes den Karneval frisch anblühen läßt, der besonders in dem Mittelstande der städtischen Bevölkerung seine Anhänger findet, wird aber durch die ganz veränderte Richtung die alten Überlieferungen mehr und mehr verwischen und aus den symbolischen Darstellungen der alten Zeit nur eine nichtsagende Narren-Komödie machen.





## Aus der Zeit der gelben Postkutsche.

Wer vor hundert Jahren eine Reise von Bremen nach Berden, woselbst ein jetzt längst eingegangener Gesundbrunnen sich befand, zu machen beabsichtigte, nahm von den Familienmitgliedern einen so feierlichen Abschied, als ob es sich jetzt um eine Fahrt nach Ostindien oder China handelt. An der alten Königsstraße, die von der Dechanatstraße nach dem Staven-  
dam führte und deren Grund jetzt teilweise durch das Gymnasiumgebäude eingenommen wird, stand täglich, meistens in den Abendstunden zwischen 6 und 7 Uhr, der schwerfällige gelbe Postwagen bereit, aber die Reiselustigen mußten sich mindestens eine Stunde vor der Abfahrt einschreiben lassen; waren die verfügbaren Plätze besetzt, mußten später Ankommende entweder 24 Stunden warten, oder, falls sich eine genügende Anzahl Personen anfinden, mit einem Beiwagen, einer Postkalesche oder einer einfachen Chaise, behelfen. Das Gepäck der Reisenden wurde stets auf dem Verdeck des Hauptwagens „verstaute“ und dann zum

Schutze gegen Witterungseinflüsse mit einem großen geteerten Laken umhüllt.

Schon in frühester Zeit boten die gelben Reichspostkutschen, wie auch noch in unsere Tage hinein, ehe die Eisenbahn dahin eröffnet wurde, die eleganteren „Diligenzen“ auf der Fahrt von und nach Hamburg einen wahrhaft grotesken Anblick zur Zeit des hier stattfindenden Freimarktes. In Kisten, Kästen, Körben und Bündeln ließen die handelslustigen Hamburger ihre Ware durch die einzige direkte Postverbindung nach Bremen befördern, und da waren denn die Wagen oft 2—3 Meter hoch bepackt, was in dem Zuschauer, der das langsam dahinschwankende Fuhrwerk beachtete, einen gruseligen Eindruck machte und die Befürchtung des Umschlagens des Behälters in ihm aufkommen ließ. Aber die Sache lief doch glatt ab und selten sind hier wohl Unfälle zu verzeichnen gewesen, da der gewiegte „Schirrmeister“ die „Verstaauungskunst“ zu seinen hervorragendsten Tugenden rechnete.

Bei großem Andrang aber konnte es auch vorkommen, daß, wenn auch die Kalesche besetzt war, bei Mangel sonstiger Fuhrwerke ein einfacher Leiterwagen mit einem Plandache als drittes Verkehrsmittel eingestellt wurde. Die Beiwagen galten als zweite Klasse und mußte ein Platz auf diesen ebenso hoch bezahlt

werden, wie in der Hauptkutsche. Eine solche Fahrt auf letztgenanntem Vehikel beschreibt K. Biedermann im „Leipziger Tageblatt“, wobei zu bemerken ist, daß diese Beförderungsart vor 80 Jahren so ziemlich auf das ganze Postwesen damaliger Zeit paßt.

„Es war,“ schreibt unser Gewährsmann, „im Jahre 1821, ich war damals nicht ganz 9 Jahre alt und Schüler des Freimaurer Instituts in Friedrichstadt-Dresden. Ich sollte in den Pfingstferien (mit noch einem gleichalterigen Schulkameraden) zum Besuch zu meinen Eltern kommen, die hoch im Erzgebirge, 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunden hinter Schwarzenberg, wohnten.

Wir gingen zur Post, um uns Plätze zu bestellen, wurden aber beschieden, daß es solche nicht mehr gebe und wir nur auf dem Beiwagen mit fortkommen könnten. Es war dies ein einfacher Leiterwagen mit einem Plane darüber. Er war angefüllt mit Koffern und Kisten, von Sitzen war nicht die Rede, wir mußten auf zwei großen Kisten, die ganz vorn standen, Platz nehmen. Neben mir, auf derselben Kiste, saß der Postillon. Die Abfahrt erfolgte in einer Abendstunde, um 7 oder 8 Uhr, im tiefsten Dunkel. Als daher der Postillon aufstieg, trat er mit dem Absatz seines großen Stiefels mich dermaßen ins Gesicht, daß meine Backe zunächst dem Auge sofort anschwell und

sich grün und blau färbte. Ich mußte mir es verschmerzen, denn Niemand kümmerte sich um mich. Die Fahrt ging die Nacht über durch Tharandt und Freiberg nach Sberan, dann am Morgen bis Chemnitz, wo wir gegen Mittag — also nach 18stündiger Fahrt von Dresden, — anlangten. Nach längerer Mittagspause, welche die Reisenden des Hauptwagens an der table d'hote im Hotel, wir Knaben bei einer Semmel und einem Stückchen Wurst, die wir uns gekauft, auf der Straße zubrachten, ging es weiter bis Zwickau, wo übernachtet wurde. Am andern Morgen wurde erst um 9 oder 10 Uhr aufgebrochen, so daß wir in Schneeberg, der letzten Station auf dieser Poststraße, am späten Nachmittag ankamen, somit bis dahin nahezu zweimal 24 Zeitstunden gebraucht hatten — auf eine Wegstrecke, die man jetzt auf der Eisenbahn (mit einem Schnellzuge) in ein Zehntel oder ein Zwölftel dieser Zeit zurücklegt. Diese ganze Zeit über hatten wir auf unsern ungepolsterten Sitzen, bei den harten Stößen des federlosen Wagens, ausharren müssen."

Soweit unser Gewährsmann.

Eine Reise in damaliger Zeit war ein „Unternehmen“, denn in Berücksichtigung der holperigen Dämme, der ausgefahrenen Waldwege und der schlüpferigen Heerstraßen bei Regen oder Schneewetter

waren Reifen-, Rad-, und Achsenbrüche und infolgedessen Schenkel-, Hand- und Beinverstauchungen nichts Seltenes. Wagte doch selbst Goethes Mutter nicht eine Fahrt von Frankfurt a. M. nach Weimar hin, wegen der Unsicherheit der Wege.

Speziell über Bremen schreibt Professor Dr. Franz Buchenau in seinem Werke: „Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet“ (2. Aufl.): „Die Verkehrswege Bremens waren, abgesehen von den Flüssen, bis zur französischen Zeit nur sehr mangelhaft. Es gab Wege im tiefsten Sande oder im unergründlichen Kleiboden, und nur die wenigen Hauptverbindungsstraßen waren gepflasterte Steinwege, zwischen deren gewölbten und sehr ungleichen Steinen aber jeder Regenguß, jede Überschwemmung das verbindende Erdreich auswusch, so z. B. die Huckelriede, der Weg nach Delmenhorst usw. Erst der von Napoleon befohlene Bau einer Chaussee von Wesel nach Hamburg bewies die Möglichkeit der Ausführung von Kunststraßen im norddeutschen Flachlande, wozu die reichen Vorräte von erratischen Blöcken in den Geestgegenden treffliches Material lieferten. Nach der französischen Zeit nahm dann die Stadt den Bau derselben gemeinsam mit Oldenburg und Hannover in die Hand.

Lessing äußerte einmal: „Sie werden sagen, daß

ich eine besondere Gabe habe, etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken. Die habe ich allerdings; und ich bin stolzer darauf, als auf Alles, was ich weiß und kann.“

Wie paßt dieser herrliche Ausspruch auch in Beziehung auf die Invasion des fränkischen Usurpators Napoleon in Deutschland! Er hat unser Volk hart bedrängt, aber es verdankt ihm für ewige Zeiten die ersten Anlagen der großartigen Kunststraßen in den nordwestdeutschen Niederungen.

Nach der allmäligen Ausführung dieser verbesserten Wege wurden auch die Postverbindungen regelmäßiger und die gelbe Kutsche brachte ihre Insassen sicherer nach den Stationen als es noch in den ersten Jahren des 19. Säkulums möglich war.

Von den Stationen aus wurde denn auch der Briefverkehr in höchst primitiver Weise durch marschierende oder reitende Boten besorgt. Im Felleisen (barbarische Verdeutschung des lateinischen Wortes Valisia — großer Tornister) waren die Briefe nach den Ortschaften geordnet und wurden so von dem Postknechte, wie diese gemeinhin genannt wurden, besorgt. Wie langsam dieser Verkehr vor sich ging erhellt z. B. aus dem Umstande, daß die Nachrichten von der am 18. Oktober stattgefundenen Völkerschlacht bei Leipzig erst am 24., also nach sechs Tagen, in

Bremen durch einen reitenden Postboten übermittelt wurden. Die 1516 vom Grafen Franz von Taxis gegründete Postverbindung zwischen Wien und Brüssel arbeitete mit einer Umständlichkeit, die uns jetzt schier unglaublich erscheint. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts galten noch die Vorschriften: Jeder Brief mußte mindestens eine Stunde vor Abgang der betreffenden Post am Postamte selbst abgegeben und bar bezahlt werden, falls der Brief postfrei gehen sollte, da es noch keine Freimarken und Postbriefkasten gab. Das Porto wurde nach Tarifen, die von Stadt zu Stadt galten, berechnet, meistens das Loth (30 Loth ein altes Pfund) und jedes angefangene weitere mit 2 Silber Groschen (20 Pfg.), wo dann oft bedeutende Beträge herauskamen und sich ein gewöhnlicher Brief von Wien nach Bremen auf etwa 36 Grote (1 Mk. 65 Pfg.) stellte. 2. Alle Briefe, frankierte und unfrankierte, nicht nur „rekommandierte“ (ingeschriebene) wurden in ein Tagebuch eingetragen, daher auch die frühe Einlieferung; zu spät aufgebene Briefe mußten bis zum nächsten Postabgang warten, was in größeren Städten 24 Stunden, in kleineren Orten aber oft 4—5 Tage bedeutete.

Ein Brief nach Amerika über Liverpool war 26 Tage auf einem Dampfschiffe unterwegs und kostete

20—25 Silbergroschen (2—2 $\frac{1}{2}$  Mk.); von Bremen aus aber gingen die meisten Briefe mit den Segelschiffen ab, kosteten etwa 27 Grote (1 Mk. 25 Pfg.) und erreichten in rund 70 Tagen ihr Ziel. Das waren die Zeiten, wo eine Familie, die nach „Drüben“ zu schreiben beabsichtigte, bei Verwandten und Freunden wegen „Beilagen“, die von dünnstem Papier (sog. „Postverdruß“) geliefert werden mußten, Umfrage hielten: man wollte doch für seine 27 Grote möglichst viel Stoff senden.

Paketbeförderungen, außer von kleineren Dimensionen, gab es durch die Post nur bedingungsweise: Die Empfänger mußten die Kistchen und Kästchen vom Stationsgebäude selbst abholen lassen, da die Boten sich nicht mit diesen abschleppen konnten.

Erst 1816 wurde eine Verbesserung und Vereinfachung des Postwesens durch den preussischen Generalpostmeister Nagler eingeführt. Es wurden 21 Schnellposten errichtet und diese schafften eine bedeutende Erleichterung des Verkehrs. 1850 wurde der deutsch-österreichische Postverein gegründet und zugleich mit diesem wurden die Oberpostdirektionen bestätigt. Das war ein kräftiger Anfang zu unserm jetzt so blühenden Postwesen.

Durch unsere trefflichen Verbindungen, durch Telegraphie- und Fernsprech-Einrichtungen, durch elektrische Bahnen und Blitzzüge haben wir viel erreicht; wir werden bald in elektrischen Bahnzügen von Bremen nach Berlin in 1 $\frac{1}{2}$  Stunden fahren können, und wer ahnt, was der Zukunft an lenkbaren Luftschiffen und sonstigen Erfindungen noch vorbehalten ist: aber der vorwärts hastende Zeitgeist hat den Nimbus des Reisens selbst mit rauher Hand abgestreift. Es gibt keine Poesie des Reisens mehr. Durch die heilige Stille der Wälder schnauben die Lokomotiven und die Bergwipfel hinan knarren die Zahnradbahnwagen; die friedlichen Seen durchfurchen fauchende Dampfschiffe und die Landstraßen werden unsicher durch Motorwagen . . . . . O Idyll der alten Zeit, wo Nicolaus Lenau im „Postillon“ sang:

Lieblieh war die Maiennacht,  
Silberwölklein flogen  
Ob der holden Frühlingspracht  
Freudig hingezogen . . . . .

Welcher Genuß muß es da gewesen sein, so durch die friedlichen Gelände zu fahren und sich ganz dem Naturgenusse hingeben zu können!

An den Stationen, wo die Pferde gewechselt wurden, konnten die Reisenden aussteigen und sich an

Speise und Trank erquicken. Da gab es kein Glockenzeichen, keinen „Zwei Minuten Aufenthalt!“ keine telegraphische Abmeldung: alles nur Frieden und Gemütlichkeit. Nach einstündigem Aufenthalte trat der Schirrmeister in die Gaststube und rief:

„Einsteigen die Passagiere!“

Da und dort aber saßen noch einige Reisende beim frischen Glas: „Ach was,“ rief's da, „wir werden doch erst unsern Schoppen leeren können! Trinken Sie einen mit, Schwager!“

Der Schwager (barbarische Verdeutschung des französischen Wortes chevalier = Ritter oder Reiter; leitet sich wohl daher ab, daß früher die Postillone auf dem Reitpferde ritten) wischte sich den Mund und meinte lächelnd, indem er das von der Wirtin kredenzte Glas an die Lippen setzte: „Na, aber nicht zu lange mehr!“

„Da tät der Schirrmeister den Schnurrbart  
streichen

Und sich in die Küche schleichen  
Zu der schönen Kellnerin“ —

konnte es mit einer Variation aus Schillers „Wallensteins Lager“ heißen. Leicht aber wurden da aus der einen Stunde deren zwei.

Ein prächtiger Sarkasmus lag in der Zumutung eines hiederer braunschweigischen Posthalters, der auf eigene Faust den Fahrpreis bis Harzburg dahin regelte, daß er allen männlichen Reiselustigen bemerkte: „Wenn euer Hochgeboren bei recht steiler Straße aussteigen und beizugehen wollen, um den Pferden die Arbeit zu erleichtern, kostet es 10 Gute-groschen weniger; wenn aber Euer Hochgeboren an solchen Stellen mit Nachschieben helfen wollen, gehen noch zwei weitere Gute-groschen ab“ . . . .

Wenn es in der alten Zeit, wie schon vorhin bemerkt, auch wohl zahlreiche Achsen-, Rad- und Reisenbrüche gab, die den Passagieren nicht selten Hand-, Arm- und Fußverstauchungen einbrachten, so war dieses doch noch himmelweit entfernt von den jetzt täglich eintretenden Zugentgleisungen, Kesselerplosionen, Versagung der Bremse und Zusammenstoßen der Züge . . . .

Hat die Neuzeit den Vorzug des erleichterten Verkehrs, hatten die Jahre der gelben Postkutsche doch den Ausdruck des Friedens und der Gemütlichkeit.

Die Lieder und Verherrlichungen aus der Zeit des alten Postwesens muten uns jetzt gar seltsam an und wir verstehen kaum noch eine solche Poesie. Jetzt ist das „Moderne“ an der Tagesordnung und sucht mit

beißendem Hohn die veralteten Ansichten zu vertreiben . . . Wird das so fort gehen? Bewegt sich nicht die Welt, wie Th. G. Hippel sagt, nach auf- und absteigenden Linien? Kam nicht nach der Zeit der herrlichen Renaissance der Poppstil? . . . .

Wer kann wissen, was uns in dieser Beziehung die Zukunft bringt? Eines aber wissen wir, daß, wie es in den „Stationen des Lebens“ von G. Langbein heißt, der letzte Postillon jedes Menschen der Tod ist, der uns sicher fährt, aber von dem es dann auch heißt: „Doch alle kutschirt er zum „Gasthof der Ruh“; Nun, ehrlicher Schwager, wenn das ist, fahr' zu!“





## Unser Plattdeutsch.

Noch vor siebenzig, achtzig Jahren waren selbst in den besten Kreisen der Städte des nördlichen Deutschlands plattdeutsche Worte die ersten Lippenlaute der Kinder, denn das Plattdeutsche war nicht nur allgemein die Sprache des Gesindes, sonderu wurde zugleich auch mit rechter Vorliebe in der Familie des Handwerkers, wie des Kaufmanns und des Staatsbeamten aus Pietät gegen die Vorfahren, wie auch als die Sprache der Vertraulichkeit gehegt und gepflegt. Zwar wird in den unteren Schichten der Städte des Nordens unseres Vaterlandes noch jetzt das Plattdeutsche gesprochen, jedoch haben sich im Laufe der letzten dreißig Jahre, bedingt schon durch die Vermischung der verschiedenen Stämme unseres Volkes, so viele kernhafte Ausdrücke und Bezeichnungen eine Umgestaltung und Verrenkung gefallen lassen müssen, daß es sich wirklich verlohnte, noch einmal ein Wörterbuch der alten Ausdrücke, wie sie Jahrhunderte

hindurch bis zum Anfange des verflossenen Säkulums gebräuchlich waren, zusammenzustellen und im Druck erscheinen zu lassen. Das Material hierzu würden die zahlreichen Schriften, wie sie noch in den Bibliotheken aufbewahrt werden, liefern, da allein 24 verschiedene plattdeutsche Ausgaben der Bibel, die letzte von 1621, erschienen sind, abgesehen von vielen anderen Werken in dieser Sprache. Als vom dreißigjährigen Krieg an, der ja alles durcheinander warf, das Plattdeutsche aufhörte, Schriftsprache zu sein, kam auch der Gebrauch desselben bei öffentlichen Reden mehr und mehr ab und blieb nur noch, wie eingangs erwähnt, bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts aus Überlieferung die Sprache der Vertraulichkeit und Gemütlichkeit in allen Schichten der Bevölkerung der nordischen Städte, bis sie denn in den gebildeten Kreisen der Jetztzeit fast ganz dem Hochdeutschen weichen mußte. Einen eigentümlichen Kontrast bildete es zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, als durch die französischen Emigranten und durch die Eroberungszüge Napoleons I. das Französische sich hier einbürgerte und bald auch die plattdeutsche Sprache so stark durchsetzte, daß der gewöhnliche Mann manche Ausdrücke als Eigentum seiner Muttersprache betrachtete. Daher konnte es auch kommen, daß ein ehrenfester Bremer Hand-

werker zu seiner Frau sagte, als ein einquatierter Franzose Wein, Braten und Geld forderte: „Wie mötten doch de infame Kanallje wat geven,“ und als dieser dann schrie; „Comment? infame Canaille! infame Canaille!“ seiner Frau gegenüber meinte, daß der Franzose Plattdeutsch verstehe. Derartige Vorkommnisse werden vielfach zu verzeichnen sein.

Erst in den letzten Jahren ist das Plattdeutsche durch die Dichtungen von Klaus Groth, Friß Reuter, Wilhelm Rocco u. a. wieder zur Geltung gekommen und haben die Erzeugnisse der genannten Autoren die ganze Schönheit der plattdeutschen Sprache der Jetztzeit wieder vor die Augen geführt. Wahrlich, wer den Reichtum der Sprache recht erkannt hat, wer eingedrungen in den Kern derselben, der versteht, was Julius Weber meint, wenn er sagt: „Plattdeutsch ist die süßeste und naiveste, traulichste, gemütlichste und ehrlichste Sprache; selbst wenn sich zwei Platte zanken, muß der Ober-Deutsche meinen, sie sagen sich Süßigkeiten. Es ist jammerschade, daß diese Sprache aussterben wird, da nicht nur keine Bücher mehr in ihr geschrieben werden, sondern sie auch aus den Gerichtssälen und von den Kanzeln verbannt ist und vorhandene Handschriften in Bibliotheken vermodern — diese geschmeidige, sanfte Sprache.“

Ein Pfeifchen zu stopfen, het die Lippe  
wat foppen,  
Im Plattdütschen het et „en Pipken to  
stoppen“;  
Nun, Pfeifer, pfeif auf, seggt de hochdütsche  
Mann,

„Nu, Piper, pip up“ hört väl beter sück an.

In Nachstehendem wollen wir versuchen, eine Reihe der älteren Bremer plattdeutschen Ausdrücke aufzuzählen und so aus halber Vergessenheit hervorzuziehen. Vorher jedoch möge der Leser uns noch einige Abschweifungen erlauben.

Kaiser und Fürsten sprachen Platt bis auf Karl V., und erst zur Reformationszeit überflügelte die oberdeutsche Sprache die niederdeutsche durch die vielgelesenen Schriften Luthers und mehr noch durch die Reden und Lehren der vielen aus Obersachsen verschriebenen Prediger. Fast möchte man daher sagen, daß es eine nachteilige Folge der Reformation ist, daß das Platte nicht Schriftsprache und so ausgebildet ist, wie das Hochdeutsche. Dem Ohre klingen einmal die hochdeutschen Doppellaute lange nicht so schön, als die einfachen der platten: Mul für Maul, Hus für Haus, Lüde für Leute, Del, Frede, Buck, Bene, Für, Leve, Lop, of, Dgen, Spise für Teil, Friede, Bauch, Beine, Feuer,

Liebe, Lauf, auch, Augen, Speise, usw. Von unserm  
ch wissen die Platten noch weniger, und gewiß klingt  
ik, maken, Saken, Sassen, Flaß, Dffen sanfter als ich,  
machen, Sachen, Sachsen, Flachs, Dhsen, zc., zumal  
wo das ch tief aus dem Schlunde hervorgeholt wird.  
Selbst die Zischlaute verwandelt der Plattdeutsche und  
gebraucht t für ß und z, indem er sagt Water, Holt,  
Tinn für Wasser, Holz, Zinn; Wurtel, Tunge, Tid,  
Tosage, tein für Wurzel, Zunge, Zeit, Zusage, zehn.  
Auch das pf ist dem Platten zu hart, er sagt für Kopf,  
Kampf, Pfeife, Krebsse: Kop, Kamp, Pipe, Krevete.

Doch nun zu den alten Bremer Ausdrücken.

Bremen wäs gedechtig,  
Lat nich mehr in,  
Denn Du bist ährer mächtig!

Diese Inschrift des Portals des alten Herdentors  
hat lange Zeit den Vorfahren als wichtige Mahnung  
gegolten, denn sie verschlossen vorsichtig Jahrhundertlang  
allem Neuem, das von draußen einzudringen versuchte,  
Tor und Tür. Daher hatte denn das Sprichwort, wo  
durch dieses abgeschlossene Leben den Strebenden keine  
Möglichkeit zur Anwendung ihrer Fähigkeiten geboten  
war und eigentlicher Reichtum nur in den Händen  
der Patrizierfamilien und der Zunftmeister sich befand,

so daß in den breiten Schichten der Bevölkerung die Armut vorherrschte, recht:

Wer sück in Bremen will ehrlich ernähren,  
De mut vål flicken un wenig verteren.

In Redensarten unserer Vorfahren spielten zunächst ihre Leibspeisen, Getränke und Gemüse eine bedeutende Rolle. Sie sagten: „Dat is Speck un Swienfleisch“ = das ist einerlei; „Dat is'n anner Tobak“ = das klingt anders, das ist eine andere Sache; „Nu is de Bottern all“ = es ist aus; „Da is nich vål Botter bi“ = dabei ist nichts zu verdienen; „Hest Du'n Bodderbrod verdeent?“ = bist Du auch fleißig gewesen?; „Dat will nich bottern“ = das bringt nichts; „Wenn de Bottern up is, is dat Smeren ut“ = wenn's verzehrt ist, gibt's nichts mehr. Höflicher war auch früher die Redensart „Jck will die wat — bottern“ als eine jetzt gebräuchliche Redensart für Du kannst zusehen, wo Du was erhältst. Die fünf Finger hießen: de Lüttje, Goldfinger, Langelen, Botterlicker und der Daumen Lusknickler. Welche Genügsamkeit liegt aber in dem Reimlein:

Vål bäter smect us Kohl un Speck,  
As groten Herrn de Sneppendreck.

Echte Bier-Redensarten waren: „Kief ins, wat dat Beer deiht“ = spöttische Vermunderung über einen

Heftigen. „Wenn dat Beer in dem Manne, is de Verstand in de Kanne“; „Dat is up'r Beerbank seggt“, „Dat is starket Beer“. Man sagte vom Bier-Anstecken „updohn“ und vom Heiraten „ene Fro updohn“, und ein sehr beliebtes Witzwort war: „Ick bin nich so dumm, als de Herr — lange Pause — meent“. Aus der Zeit des siebenjährigen Krieges stammt ein beliebtes Lied, das die gemüthliche Lebensanschauung der Alten widerspiegelt:

Mut man rieden oder föhren  
An kann nich veel Tied verleenen,  
Dann is Worst de beste Kost.  
D, plegt dann de Gast to spraken:  
Gode Worst is hoch to raken,  
Höger als een Eierkof!  
  
Hät de Michel Ordre frägen,  
Antosnallen finen Degen,  
Intokamen tor Revü,  
Stickt he sich in finen Kenzel  
Gene Kulle Lufewenzel\*)  
An een dicke Worst darto.

---

\*) Früher ein beliebter Rauchtobak, dessen Name sich wahrscheinlich von der Verpackungsart, Bild eines Mannes mit dem Stempel Lausanne darunter, herleitet; aus Lausanner Wenzel (Bursche) ist dann Laufewenzel geworden.

Kohl und Worst, seggt mal Minschen!  
Kann man sich wat Bet'reß wünschen?  
Da fehlt Botter nich in'n Krug,  
Dat smeckt bäter als Rosinen —  
Doch de Knecht fangt an to grienen:  
Wie so'n Worst hört oof'n — Gluck!

Früher bei den engen Festungsmauern war das Halten von Hühnern sehr schwierig und daher waren diese Tiere hier seit alten Zeiten sehr geschätzt.

„He hät Höner“ = er ist wohlhabend; „Dar sind Höner“ = da sind Mittel; „Is Höneken rein dot?“ = warum so traurig; „Wi hävt noch miteenander een Hönken to plücken“ = wir haben noch miteinander etwas wett zu machen; „Min Höneken“ ist ein Schmeichelwort wie Herzel oder Schazel. Gradezu zahllos sind die Redensarten über den Teil des Körpers, den der feine Franzose mit Cul bezeichnet; der kräftigen Ausdrucksweise wegen, müssen wir hier auf eine Wiedergabe verzichten.

Hübsch sind die Ausdrücke auch „Snackstüster“ für Plaudertasche oder Kaffeeschwester, „Snicksnack“ oder „snacksch“ für lächerlich; „Wat'n Snack is dat“ = was sind das für Äußerungen. Zu Schmeichlern hörte man sagen: „Wo de Kloffen von Ledder un de Klepel een Bopswanz, da hört man de Släge nich wit“. „Dat deiht

he nich um dube Räte" = er tut nichts umsonst.  
„Spiz' Näs' und spiz' Kinn, da sitt ja de Dübel in.“  
Noch aus der Schwedenzeit stammte die Verwünschung:  
„Den schall de Swed kriegen!“

„Kafen (Kochen) un Sorgen  
Kummt alle Morgen;  
Sorgen wält wi laten stahn,  
Kafen sienen Gang schall gahn!“

Für verzweifelt brauchte man den Ausdruck „verdoktert“; Bachstelze hieß „Wippstert“; „Wer hät de Leverung (Lieferung) hart?“ = wer war der Arzt des Seeligen?; „Ich het Markus“ = ich will mir's merken; Der Landpfarrer = „God's Wort van'n Lanne“; „Is dat'n He o'ern Se?“ = Männlein oder Weiblein. „Een Stuck von de Gelegenheit“ hieß der Steiß vom gebratenen Geflügel; „Se will in'n Kloster, wo twee Paar Tuffeln (Pantoffeln) vor't Bedde stahnt“ = sie will heiraten; „Achter ut fragen“ = eine linkische Verbeugung machen; „Et kummt em an, als den Buren dat Aderlaten“ = ungewohnte und dabei tölpelhaftige Verrichtung einer Arbeit; „Mit der Tied kummt Jan in't Wams“ = mit der Zeit wird schon alles werden, was sich mit dem Hochdeutschen „Rom ist nicht an einem Tage erbaut“ deckt. Von einem, der keine Waden hatte, sagte man: „De ligt mit de Störke

(Störche) in Prozeß"; bei einer unüberlegten Bitte hörte man das Wort: „Denn kannst oof seggen, Mutter, leen mi ju Dochter“. „Drückepenning“ = Geizhals, „hadersch“ = zänkisch, „herbergig“ = gastfrei, „klapperig“ = geschwätzig, „Waschet“ = Geschwätz, „twivelmöddigen Minsch“ = ein Zweifler, „Iß da wat bi?“ (Geste des Geldzählens) = ist dabei zu gewinnen? „He lacht sich tum Doktor“ hieß es ferner von einem lustigen Manne, der etwas vor sich gebracht hatte, und von einem Hingestorbenen sagte man: „He hät sich hendoktert“. Für „schwagen“ brauchte man den Ausdruck „pratzen“, was wahrscheinlich von predigen her stammt; „een smärrigt Pratzjen“ = eine schmierige Geschichte (eine unsaubere oder gemeine Erzählung). Hübsch ist die Herleitung von den alten Gelehrtenzwistigkeiten des späteren Mittelalters, von den sogenannten Grammatikern: „Grammatjen Paß“ für zänkische Leute zu sagen, und eben so interessant ist der Ausdruck „een dulle Greke“ (Griechen) für einen ungeselligen, wunderlichen Kauz. Selbst aus dem Lateinischen gingen Ausdrücke, wahrscheinlich in der Blüte der klösterlichen Zeit ins Plattdeutsche über, so: „He deicht sich bene“ = er leistet sich 'was Gutes (im Essen) und „Min Consciencie bitt mi nich“ = mein Gewissen beißt mich nicht. „Up den olen Mann denken“ hieß das Alter zu

berücksichtigen; „landtagen“ hieß lärmen und zanken.

Auf einem Grabstein um das Jahr 1600 stand:

Hier liggt use Dlen,  
Wie hävt se die, God, befohlen;  
Du häst se in diner Kasten,  
D, holt se vast!

Im Dome ferner soll sich ein Grabstein mit der Aufschrift befunden haben:

Unner dissen Sten liggt'n annern Sten,  
God woll mit em in Gelegenheit seh'n.

Möge dem alten Meister Johann Stein, dem dieser Spruch galt, der Grabstein leicht gewesen sein.

Bei der Neugestaltung der Bremer St. Stephani-Kirche wird man mit Befriedigung die wieder in die neue Mauer eingelassene alte Steintafel mit dem bekannten plattdeutschen Spruch entdeckt haben. Der Spruch, der kurz und kräftig an die Gleichheit aller Stände im Tode erinnert, war früher sozusagen in jedermanns Munde. Erschwert wird die Lesbarkeit durch die eigene Schreibweise, die an sich jedoch schon interessant genug ist, um hier durch wörtliche Wiedergabe einmal aufgefrischt und in Erinnerung gebracht zu werden. Zu erwähnen ist noch, daß sich der Stein mit dem Spruche, der sich jetzt unter dem dritten Kirchenfenster befindet, vor dem Umbau der Kirche

an dem südlichen Strebepfeiler des Turmes befand.  
Der Text lautet:

„Hyr schut yderman liket recht,  
Hyr licht here, Frowe, maget und knecht  
Gelerde un Kinder liggen ock hyr by  
Dunket dy, dat underschet der person sy,  
So kum und schowe se alle mal an  
Un segge, welke is de beste darvan.“

Auf einer anderen Platte, welche früher auf St.  
Stephanikirchhof lag, war zu lesen:

„Wat ic was (war),  
Dat bis tu (Du);  
Wat ic bin,  
Dat warst tu.

Hodie mihi, cras tibi!“

(Heute [gilt's] mir, morgen Dir.)

Weit entfernt vom Hochdeutschen ist das Platte  
in dem Sprichwort: „Mehr Ubers as Poggen“ (mehr  
Herren als Diener, oder mehr Adelige als Bauern,  
was während der Bauernkriege im Mittelalter aufkam),  
und ebenso auch in den Wörtern: „gescheet“ = be-  
rufen; „drah“ = sobald, sogleich; „manf jo“ = unter  
euch; „saken“ = oft; „Cass“ = Streu; „Kuhle“ =  
Grube; „Ackerken“ = Eichhörnchen; „Stert“ =  
Schwanz; „moje Jungens“ = hübsche Jungens;

„quadt“ = böse; „Fendken“ = Knabe; „Fent“ = Jüngling; „Bott“ = Bindfaden; „Pracher“ = Bettler oder Armer und „telen“ = gebären, erzeugen.

Noch in der plattdeutschen Bibel von 1621 stehen Sätze, wie „Wi sind Lehm, Herr, Du bist use Pötter“ = wir sind Ton, Herr, Du bist unser Töpfer; ferner „De Herr hät se in de Kapouse geven“ = der Herr hat sie dem Verderben übergeben, und dann noch: „D Dod wo ist din Prickel?“ = O Tod! wo ist dein Stachel?

Wie aber die Alten sagen würden: „Dat's nich'n S un nich'n Fi“ = das ist kein Halbes und kein Ganzes, wenn wir nicht für die Seehandelsstadt Bremen auch noch einige seemännische Ausdrücke anführten, wollen wir diesem Vorwurf vorbeugen und lassen zum Schluß noch eine bescheidene Auswahl von Ausdrücken dieser Art aufmarschieren, damit wir den Leser nicht über Gebühr aufhalten, weil er sonst uns als einen „Gah-to“, einen Aufdringlichen, bezeichnen möchte.

Das noch jetzt viel gebrauchte Wort: „Wie lautet das 11. Gebot?“ ist mit seiner Antwort! „Lat Di nich verblüffen!“ eine uralte Redensart Bremer Seeleute. Bei einer wunderbaren Errettung aus Seegefahr hieß es: „He kem up sin Anker to Land“; „Achter is slecht fischen“ = er greift alles verkehrt an; „He

sitt em in dat Fahrwater" = er kommt ihm ins Gehege und „Se is de Linie vorbi“ hieß es von einer Schönen, die über 30 Jahre ist; „Se holt fast als Päck un Theer“; „He liggt vor't letzte Anker“ = er ist gefährlich krank; „He is woll dran!“ = er ist tot; „He hät sich up den Rüggen leggt“ = er hat ausgelebt; „He hät de letzte Fahrt maht, he hät Feierabend maht“, und die Schiffer und die Fischer der Nordsee ersaufen nicht, sondern, wenn sie nimmer heimkehren, heißt es: „He is up See bläben“, wie der Soldat im Felde bleibt oder auf dem Bette der Ehre stirbt, indes der fromme Herrnhuter heimgeht und der Vornehme hoch- und höchstseelig entschläft.





## Peter der Große in Bremen.

---

Das gab eine gewaltige Aufregung in Bremen, als Anfang Dezember 1716 eine Estafette daselbst mit der Meldung eintraf, daß der Zar Peter von Rußland am 11. desselben Monats Bremen besuchen und hier Nachquartier nehmen wolle.

In unheimlicher Eile wurde der alte sechsspännige Staatswagen renoviert, die Ratsdiener instruiert und die Bürgergarde für diesen abnormen Fall noch besonders einererziert. Zahlreiche Chaisen wurden in stand gesetzt, die Staatslivre der Kutscher nachgesehen, die Kanonen auf den Wällen gereinigt, die zu passierenden Straßen einer strengen „Observation“ in betreff ihrer Reinlichkeit (die leider in unser guten Hansestadt noch bis zur Mitte des verflöffenen Säkulums sehr viel zu wünschen übrig ließ) unterzogen, und last not least paukten die Ratsherren Doktoris von Linen und Hermann Schöne „gehaltvolle und alleruntertänigste“ Begrüßungsreden in höchster Potenz der Würde ein.

Endlich war der große Tag gekommen. Gegen Mittag rollte die Staatskarosse zum Doventore hinaus den Weg nach Walle hin. Ihr folgten in einer ganzen Reihe von verdeckten Chaisen die Ratsmänner, denen sich 24 Ratsdiener zu Pferde angeschlossen. Dieser Aufzug wurde dann von einer Kompanie berittener Bürger und Studenten (Schüler der Gelehrtenschule „Gymnasium illustre“) eskortiert und hinterher noch folgte eine schier zahllose Menge Neugieriger. Es war, wie ein Chronist schreibt, „ob der Maaßen schön anzusehen; nur das Wetter war recht winterisch“. Es war ein Sturm und Schneetreiben, als hätte der Winter es so recht darauf abgesehen, der nordischen Majestät eine Idylle seiner kalten Heimat vorzuzaubern.

Fort ging der Zug in beschleunigtem Tempo, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, den Beherrscher aller Reußen durch Unpünktlichkeit mißzustimmen. Als aber kaum der gestrenge und hochgelahrte Rat mit seinem gewaltigen Troß Oslebshausen erreicht hatte, sah man die erwarteten russischen Gäste schon querfeldein daherjagen. Es waren echte Kosackengestalten, eingewickelt von Kopf bis zu den Füßen in allerlei kostbares Pelzwerk. Ratsherr Dr. v. Linen, der in Hast und Eile mit den Ratsherren Reinken und Wortmann der ersten Chaise entstiegen war, wollte an den Wagen des Zaren

treten, um seine wohleinstudierte Rede zu halten — aber ein kurzer Wink des Gewaltigen hieß ihn schweigen. Der Wagen des Kaisers rollte weiter, und hinter jenem rasste seine Begleitung in der Richtung auf Bremen zu.

Die Väter der Stadt standen erst mit sehr langen Gesichtern verdukt da. Sie hatten nur flüchtig die Gestalt des hohen Herrn, der mit zwei Beamten und seinem unvermeidlichen zwerghaften Hofnarren den Wagen einnahm, sehen können, dann war Alles in einem wilden Huhu, huhu, hussa! wie ein Traumbild verschwunden.

Als bald die Abteilung russischer Garde zu Pferde auch vorüber war, galt es nun aber flink zu sein, um die Stadt wenigstens zu gleicher Zeit mit dem Zaren zu erreichen. Das gab jetzt eine tolle Jagd ab. Hurtig sprangen die Ratsherren in die bis dahin nicht benutzte Staatskarosse, von deren hohen Vorderstiz die Kutscher die Gäule zum raschesten Tempo antrieben. Die Ehrenreiter jagten durch Dick und Dünn, wobei der eine seinen Säbel, der andere seinen Hut, der dritte seine Pistole und der vierte gar Säbel, Hut und Pistolen im Stiche lassen mußte. In wildem Chaos keuchten die vielen Wagen hinterher, und erst in der Utbremerstraße gelang es, wieder einige Ordnung in den Zug zu bringen.

Hier hatten sich die fünf vorstädtischen Kompanien der Bürgerwehr in Spalier aufgestellt, und diesen hatten sich dann in derselben Weise vom Tore an bis in die Stadt und zum Hause des Dr. Hermann Schöne hin zehn Kompanien der Altstadtbürger angeschlossen. — Als nun der Kaiser dem Ansgaritor sich nahte, ertönnerten die Kanonen von den Wällen und Trompeten schmetterten den Generalmarsch.

„Vor dem Absteigequartier“, schreibt Ludwig W. Rose, dem wir hier in seiner „Bremischen Geschichte“ (Bremen, Verlag von H. M. Hauschild, 1860) folgen, „wo die Grenadierkompanie sich aufgestellt, wurde Se. Majestät von den Bürgermeistern und dem Räte ehrerbietig empfangen. Eine Bewillkommungsrede des Bürgermeisters Köhne hörte der Kaiser mit entblößtem Haupte an, und ließ er dieselbe durch seinen Kammerherrn, den Grafen Jagozinski, huldreich beantworten.“

Dann aber stürmte der Kaiser ins Haus und verlangte unwirsch nach Speise und Trank. Da aber gab es neue Verlegenheit. Es war fünf Uhr nachmittags, und das Souper war vom Rat erst auf sieben Uhr im Stadtweinkeller aufgegeben. Die Entschuldigungen des Bürgermeisters wurden überhört, erbetene weitere Audienzen verweigert und Geschenke

jeder Art abgelehnt. Im höchsten Grade aufgebracht verlangte der Zar eine Matratze, warf sich dann ohne Umstände auf dieselbe, und versuchte seinen Anmut im Schlafe zu vergessen.

In den anstoßenden Zimmern aber ging es bunt her. Auf Verlangen war dem Gefolge aufgetischt worden, was mit Fleiß und Umsicht an Leckerbissen der Ratskoch und an guten Weinen der Ratskellermeister bieten konnte. Und die Söhne der donischen Steppe ließen sich die Bremer Kost schmecken. Toller aber, als diese schon von der Kultur etwas beleckten Soldaten, trieben es die in einigen Nebenhäusern untergebrachten Kosacken. Ganze Ankerfässer voll Branntwein, halbe Speckseiten und gewichtige Schinken verschwanden wie Schnee vor der Sonne vor der Trink- und Gießfestigkeit dieser Naturmenschen. Dann aber trieben die trunken gewordenen Burschen die Bewohner aus ihren eigenen Häusern, warfen Tische und Stühle zum Fenster hinaus und machten unbeschreiblichen Unfug. Endlich verschafften sie sich Stroh und sanken auf diesem Lager bald in den tiefsten Schlaf.

Da erwachte um drei Uhr nachts der Kaiser und schlug Lärm. „Ist der Vorspann bereit?“ fragte er den Grafen Apraxin. Dieser mußte verneinen, und Peter schlief wieder ein.

Der dem Räte überbrachte Wunsch des Kaisers wegen beschleunigter Weiterreise, verursachte den Stadtvätern neue Qualen. In den Gohen wurden 250 Pferde bestellt. Boten über Boten eilten fort und kamen zurück. Pferdegetrappel, Kommandorufe, halb unterdrückte Flüche und Soldatenschritte der sich ablösenden Bürgerkompanien dauerten die ganze Nacht hindurch. Eben schlug es vom Domstürme vier Uhr. Der Zar sprang abermals von seinem Lager empor und es donnerte seine Stimme das ganze Gefolge aus dem Schlafe. Hatte der Gewaltige am Abend vorher das Souper vorschmägt, lehnte er nun das bereit gehaltene Dejeuner ebenfalls ab.

Jetzt aber entfaltete sich in unserm guten Bremen ein echt russisches Nachtstück. Die energisch aufgerüttelten Kosacken machten sich schlaftrunken bei ihren Pferden und ihrer Montierung zu schaffen. Flackerndes Fackellicht beleuchtete diese Szene, wie auch die große Schar der fröstelnden, mit den Füßen stampfenden und sich vor Kälte die Hände reibenden Gaffer. Im Hause des Rats Herrn Dr. Schöne war ein Höllenspektakel. Rufen, Fluchen, Lachen, Gähnen, Schnarren, Poltern, alles durcheinander. Jetzt endlich saß der Sieger von Pultawa in seinem Wagen, die Peitschen knallten, die Rosse zogen an, und fort ging's zum alten Brücken-

tor hinaus. Von den Wällen aber frachten die Böllerschüsse und sandten dem Kaiser die Abschiedsgrüße Bremens nach. — Ein reich ausgestaffierter Küchenwagen, den der vorsorgliche Rat mit dem Troß gehen hieß, soll später dem Beherrscher aller Reußen ein dankbares Schmunzeln entlockt haben . . .

Welche Zeiten alleruntertänigster Kriecherei! — Ja, ja, Bremen hatte eben noch keine Übung darin, Kaiser zu empfangen und zu bewirten. Jetzt haben wir's zu unserer Ehre gelernt.





## Graf Karl von Artois.

Episode aus Bremen in der französischen Zeit.

In einer rauhen Dezembernacht des Jahres 1803 fuhr ein hochbepackter und sorgfältig geschlossener Reisewagen vor die Haustür eines einfachen Landstüßes in Grolland bei Huchtingen im Bremer Gebiet. Kaum hatte dann der Kutscher mit der Peitsche leise an die Fensterläden geklopft, öffnete sich behutsam eine Seiteneinfahrt, aus welcher ein hochgewachsener Herr in militärischer Haltung trat und auf den Wagen zuschritt. Er grüßte ehrerbietig durch die stark angelaufene Scheibe den einzigen Insassen und begleitete dann den aus dem Gefährt steigenden Ankömmling schweigend in das Haus. Der Kutscher und einige hinzueilende Knechte machten sich hierauf daran, die zahlreichen Kasten und Koffer ebenfalls unter das schützende Obdach zu bringen.

Auf dem Hausflur indessen wurde der Reisende von dem Besitzer des Hauses mit einem tiefen Bückling und mit den französisch gesprochenen Worten empfangen:

„Herr Graf, seien Sie unter meinem schlichten Dache willkommen! Ich weiß die Person von der Sache zu trennen. Als guter Deutscher reiche ich Ihnen, als Franzose, dennoch die Hand; Sie sind ein Unglücklicher, und Unglückliche genossen in Bremen noch stets das Gastrecht . . . .“

Der also Angeredete unterbrach den Sprechenden und sagte freundlich: „Mein lieber Herr, Sie sind mir hier von meinem Freunde,“ dabei wies er auf den neben ihm stehenden Herrn, der ihn hier eingeführt hatte, „als ein Ehrenmann empfohlen, daher begeben Sie sich gern in Ihre treue Hut. Mein armes Vaterland seufzt unter dem Drucke des Despoten, und auch Bremen wird bald die ganze Schwere seiner Eisenfaust spüren . . . .“

„Das verhüte Gott,“ fiel der Hausherr erregt ein; „wir haben schon übergenug durch die Einquartierungen und durch die Expressungen des Marschall Mortier, der erst jüngst unter Drohungen die Stadt um 250 000 Taler brandschatzte, gelitten. . . .“

„Verlassen Sie sich darauf, es wird noch schlimmer werden,“ warf der Graf ein. „Doch nun, lieber Herr,“ änderte der Sprechende die Unterhaltung, „weisen Sie mir gefälligst mein Zimmer an; ich bin von der langen Reise sehr angestrengt.“

Der Hausherr ging mit der brennenden Lampe die Treppe hinauf, öffnete eine Saaltür und ließ die beiden Herren eintreten. Nachdem er dann die Lampe auf den Tisch gestellt und „Gute Nacht“ gewünscht hatte, ließ er die beiden Fremden allein.

„Par Dieu! Wohin verschlagen uns die Geschicke, lieber Marquis,“ fing der Reisende an, indem er sich des Pelzes entledigte, „man sollte es kaum für möglich halten: einst in den Prunkgemächern der Tuilleries, dem König und der schönen Schwägerin Maria Antoinette zur Seite . . . . und jetzt?“

„Geben sich Königliche Hoheit nicht solchen trüben Gedanken hin . . . die Weltgeschichte weist viele derartige Wandlungen im Geschicke der Völker und Fürsten auf, wo schließlich doch wieder die alte Stabilität der Verhältnisse eintrat. Auch in Frankreich . . .“

„O nein,“ unterbrach der Graf den Sprechenden, „nie wird Frankreich wieder, wie es unsere Väter gekannt haben. Das Wetterbrausen der Revolution hat zu scharf das Land durchwühlt, und ein Erdboden, der mit königlichem Blute gedüngt ist, trägt absonderliche Früchte. — Nein, nein, mein lieber Marquis Auberville, wir sind überflüssig geworden.“

„Sie sehen zu schwarz, Königliche Hoheit; wie der Stern eines Bonaparte aufgegangen ist, so kann er

auch wieder verlöschen. Das Haus Bourbon wird noch glänzender dann aufleben und in Eurer Hoheit Bruder und in Ihnen für den Thron hochwürdige Prätendenten finden."

"Schweigen wir und warten wir den Gang der Verhältnisse ab. Vorläufig sind Sie, lieber Marquis, Sprachlehrer Jean Fauçon und ich — Geograph Pierre Sabot, die sich beide in Bremen zur Vervollkommnung in ihren Kenntnissen als harmlose Flüchtlinge aufhalten. — Und nun denn Gott befohlen Herr . . . Fauçon!" — Die letzten Worte betonte der Herr Graf lächelnd. "Ich danke Ihnen für die freundliche Besorgung einer Heimstätte," setzte er dann noch hinzu.

Der Marquis verbeugte sich, schloß die Thür und verließ bald darauf den Landsitz.

Der Graf machte sich noch einige Zeit mit den Kisten und Koffern, welche durch den Kutscher und die Knechte in diesen Saal gestellt waren, zu schaffen und begab sich dann, nachdem er noch einen kleinen bereit stehenden Imbiß zu sich genommen, in das anstoßende Schlafzimmer, um der Ruhe zu pflegen.

\* \* \*

Der nächtliche Ankömmling war der Graf Karl von Artois, der jüngste Bruder des 1793 in Paris

enthaupteten Ludwig XVI. Nach dem Tode des Letzteren war er erst nach England geflohen, kam dann aber im Jahre 1803 auf Veranlassung seines Freundes, des Marquis Auberville, der sich als Flüchtling nach Bremen gewandt und dort unter dem Namen Jean Fauçon als Sprachlehrer lebte, nach dieser Stadt, um hier in politischer Beziehung besser beobachten zu können, zumal Napoleon mit dem Plane umging (der auch später zur Ausführung gelangte), sämtliche englische Häfen zu blockieren.

In dem Landhause zu Grolland richtete sich nun unter Hülfe des Marquis Auberville, der auch den berühmten Hauptmann Heinrich Böse, dessen Lehrer im Französischen er geworden war, ins Geheimnis gezogen hatte, häuslich ein. Er stellte seine mitgebrachten Bücher auf, hing seine Gemälde an die Wand und kaufte sich unter dem Namen Geograph Pierre Sabot, unter welchem Pseudonym er hier lebte, wie wir bereits andeuteten, prächtige Möbeln und Teppiche ein. Seine Zeit füllte er mit dem Studium der Kriegswissenschaften, der französischen Klassiker und der Ausübung der Kunstmalerei aus.

So lebte der Graf hier einsam und zurückgezogen etwa 12 Jahre, nur mit Freunden und einflussreichen Anhängern des Hauses Bourbon eine lebhafteste, aber

sehr geheim gehaltene Korrespondenz führend. Als dann aber Napoleon endgültig in der Schlacht bei Waterloo abgetan und sein blinkender Stern in das Nichts versunken war, reiste Graf Karl unverzüglich in Begleitung des Marquis Auberville nach Paris, wo seine Partei bereits vorgearbeitet hatte. Hier übernahm Karl, bis zur Ankunft seines älteren Bruders Philipp, provisorisch die Regierung, und trat dann, als der Genannte als Ludwig XVIII. den Thron Frankreichs bestiegen hatte, zurück. Nach dessen Tode aber (16. September 1824) folgte Graf von Artois als Karl X. seinem Bruder als regierender König von Frankreich.

Am 2. August 1830 jedoch verzichtete er zu Gunsten seines Enkels, des Herzogs Heinrich von Bordeaux, auf den Thron und schiffte sich nach England ein. Später kehrte Karl der X. erst nach Deutschland zurück, ging dann nach Osterreich und starb hier zu Görz im Jahre 1836.

Das Landhaus aber, welches der nachmalige König von Frankreich als Graf Karl von Artois in Grolland bewohnte, ist noch jetzt in seiner Einrichtung vollständig erhalten und bietet dem Forscher eine interessante Gemäldefammlung, Bibliothek und Zimmerausstattung.





## Eine weibliche Knaben-Erziehungs-Anstalt bei Bremen vor 50 Jahren.

Die Emancipationsbestrebungen der Frauen, wie dieselben jetzt seit etwa 1890 allgemein zu Tage treten, haben, wie auswärts so auch in Bremen zu allen Zeiten schon wackere Vorkämpferinnen gefunden. So befand sich bereits im Jahre 1850 in Lehe bei Bremen eine Knabenerziehungs-Anstalt, welche mit großer Umsicht und Genie von einer Dame mit Hülfe ihrer Töchter und zweier jüngerer Lehrer geleitet wurde. Frau B. Lindemann Wwe. hatte zu der genannten Zeit etwa 40 Böglinge, Söhne aus besseren Familien der Stadt Bremen und Umgegend, in Pflege, die im Alter von 8 bis 15 Jahren standen.

Die Anstalt umfaßte das eigentliche Wohnhaus, sowie besondere Gebäude für einen Eßsaal, eine Wasch- und eine Badeeinrichtung. Das Ganze lag zerstreut in einem großen und gut gepflegten Garten an der Landstraße. Das Wohnzimmer im Haupthause, wo

sich in den oberen Räumen luftige Schlaßsäle befanden, machte einen ganz eigenartigen Eindruck. Außer einem Sopha mit Tisch, einigen Stühlen und Bildern, standen hier in großen flachen Kübeln etwa 20 Tannenbäume, die bis zur Decke reichten, wie zu einem Wäldchen vereinigt. Allerlei zahme Vögel, Kanarien und Rotkehlchen, flatterten lustig im Zimmer und zwischen den Bäumen umher und sangen und pfiffen, daß es eine Lust war, ihnen zuzuhören.

Auf dem Sopha, bedeckt mit einem schwarzen Häubchen mit langen Wehbändern und einem am Halse besonders weit ausgeschnittenen dunklen Kleide, saß meistens die Inhaberin des Instituts in würdevoller Haltung. Hier wurden die Besprechungen mit den Lehrern gehalten, Anmeldungen neuer Zöglinge entgegengenommen und — mit feierlichem Ernste widerspenstigen und unbotmäßigen Schülern Verweise erteilt oder Strafen zugeschrieben. Hier wurden auch morgens früh und am Nachmittage die zahlreichen Butterbröte (Grau- mit Schwarzbrot) geschmiert, die dann in den Eßsaal geschafft wurden.

Punkt sechs Uhr im Sommer (im Winter um 7 Uhr) fand großes Wecken statt. Dann gingen die Zöglinge, nachdem sie sich angekleidet, je zu Zwanzigen, die sich dann mit der anderen Hälfte ablöste, in den

Waschsaal und vervollständigten ihre Toilette. Nachdem hierauf das Morgenbrot eingenommen, begann in drei verschiedenen Klassen die Schule. In der ersten Klasse unterrichtete Frau Lindemann, die ein bedeutendes Wissen in Sprachen, Rechnen, Chemie und Physik ihr Eigen nennen konnte, selbst, in den übrigen Klassen die beiden Lehrer. Um 10 Uhr war eine längere Pause, wo die Knaben sich im Garten tummeln konnten. Nach Schluß der Schule um Eins hatten die Zöglinge die Erlaubnis, eine halbe Stunde zu spielen. Während der Zeit nahm Frau Lindemann mit Töchtern und ihrem Personal in der „Tannenbaumstube“, wie sie allgemein genannt wurde, das Mittagessen ein. Um 1 $\frac{1}{2}$  Uhr wurde geläutet und die Knaben nahmen an langen Tischen im „Eßsaal“ ihrerseits das Mittagessen ein. Auf zwei großen Bänken standen in der Mitte des Saales zwei mächtige Blechkessel mit den Speisen. Meistens waren es suppenartig mit Ochsenfleisch gekochte Gemüse, zu denen die Kartoffeln zugeschüttet waren, als Weißkohl, Blumenkohl, Steckrüben, runde Rüben etc. Nur Sonntags gab es gebratenes Fleisch mit Kartoffeln und Kompott.

Um 3 Uhr begann wieder die Schule und dauerte bis 5 Uhr. Um 6 Uhr wurde das Abendbrot mit Kaffee oder Tee wieder im Eßsaal eingenommen.

Nach dieser Zeit machte Frau Lindemann, die stets an der Spitze, ein Häubchen auf dem Kopfe und eine schwarze Seidenmantille lose auf den Schultern liegend, marschierte, mit ihren Zöglingen einen längeren Spaziergang, wenn das Wetter es erlaubte; sonst wurden um diese Zeit in der ersten Klasse Gesellschaftsspiele arrangiert. Am Mittwoch jeder Woche wurden abends 7 Uhr in der ersten Klasse von den größern Schülern passende Theaterstücke aufgeführt, damit sie die „Kunst des freien mündlichen Ausdrucks üben“, wie Frau Lindemann betonte. Die daran schließende andere Klasse diente, nachdem die große Flügeltür geöffnet und mit einem Vorhang versehen war, als Zuschauerraum. Die Theaterrequisiten waren hübsch und zweckentsprechend gemalt. Diese Aufführungen, denen sich häufig auch Deklamationen und Gesangsspielen anschlossen, fanden stets, auch bei den hierzu eingeladenen Gästen, einen außerordentlichen Beifall.

Zweimal wöchentlich wurden die Zöglinge im Badehause, in welchem sich drei große Wannen und ein Ofen befanden, von der Vorsteherin, unter Assistenz der Töchter und eines Knechtes, gebadet. Diese Prozedur machte, unter Berücksichtigung, daß auch ältere Knaben dem gründlichen Reinigungsprozesse unterworfen wurden, einen etwas befremdlichen Eindruck.

Zwischen 9 und 10 Uhr wurden die Zöglinge, je nach der Jahreszeit, ins Bett kommandiert.

An den Sonntagen, waren die Wetterverhältnisse günstig, liebte es Frau Lindemann früh aufzubrechen und mit den älteren Knaben nach der Stadt zur Domkirche zu pilgern. Hier nahm sie stets die Plätze direkt vor der Kanzel ein, was sich viele Kirchenbesucher noch erinnern werden, denn bis etwa vor 25 Jahren übte die Vorsteherin, deren Zöglingsschar, da wenig neue Anmeldungen gemacht wurden, in jenen Jahren sehr zusammengeschmolzen war, diese Gepflogenheit.

Ferien gab es in der Anstalt nicht. Die Knaben konnten im Einverständnis mit den Eltern oder Vormündern um Erlaubnis bitten und erhielten dann einige Freitage, in der Stadt zu weilen.

Der alte Landpostbote Wagshal war der ersehnteste Besucher der Anstalt, da dieser die Briefe und Pakete mit allerlei leckerem oder nützlichem Inhalt brachte. Die Briefe und Pakete konnten bei einem Krämer im Schüffelkorb und ebenso auch bei der Post aufgegeben werden. Etwa um 10 Uhr morgens erschien der Heißeersehnte und lieferte zuerst Briefe, den „Bremer Courier an der Weser“ und montags die „Bremer Nachrichten“ (die damals nur einmal wöchentlich erschienen) an die Vorsteherin ab. Dann kamen

die Zöglinge an die Reihe. „Wagschal, häßt Se wat for mi?“ — „Wagschal, mir erst!“ — „Besten Dank, Herr Wagschal!“ So schwirrte das bunt durcheinander. Dann liefen die glücklichen Empfänger in die Klasse, um ihre Briefe zu lesen oder ihre Pakete zu enthüllen; bald aber begann der Unterricht wieder und die Sachen mußten von den Tischen verschwinden.

Die Konfirmation der Zöglinge fand in Bremen statt.

In dieser Anstalt haben im Laufe der Jahre viele Hunderte von Knaben, besonders auch solche, denen eine energische Behandlung zuteil werden mußte, ihre Erziehung genossen, die jetzt lange als angesehene Bürger unseres Gemeindewesens gelten. Diese Erziehung aber haben sie einer Frau zu verdanken, die von den edelsten Motiven ausgehend, mit fester Hand die Zügel zu fassen wußte und als leuchtendes Beispiel in der Willensentwicklung im Menschen, besonders im weiblichen Wesen, dasteht.

Mit dem Tode der Gründerin und Vorsteherin ist die Anstalt gegen Ende der siebenziger Jahre eingegangen und an ihrer Stelle sind mehrere Wohnhäuser entstanden. Aber das humane Wirken und die segensreiche Tätigkeit der Frau Wittwe B. Lindemann in Lehe bei Bremen als Knabenerzieherin werden noch lange in dankbarer Erinnerung fortleben.





## Die Bremer Gesellschaft vor 50 Jahren.

---

In den letzten fünfzig Jahren hat sich nicht allein das Äußere Bremens, sondern auch die ganze Lebensanschauung und Lebensordnung seiner Bewohner so außerordentlich verändert, daß es sich wohl verlohnt, einige Blicke auf die damalige Gesellschaft der alten lieben Hansestadt zu werfen. Wenn jetzt im Börsensaale um die Mittagsstunde bei dem abwechslungsreichen Farbungemisch von Hüten und Röcken sich dem Auge ein wohlthuendes Bild entwickelt, bemerkte man vor fünfzig Jahren in der sogenannten alten Börse nur das ewige Einerlei von schwarzen Zylindern und Anzügen. Zwischen 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub> bis 1 Uhr sah man einzeln oder in kleinen Gruppen die Handelsherren ehrbaren Schrittes, auf dem gesenkten Haupte die vorbenannte unerläßliche Kopfbedeckung, zur Börse sich bewegen; selbst die den Vater begleitenden Söhne heeiferten

sich, dieselbe verknöcherte Physiognomie zur Schau zu tragen. Die alte Börse in ihrer ausdruckslosen, langweiligen Bauart paßte so recht zu diesen Gestalten. Erst das Sturmesbrausen der neueren Zeit hat hier Wandel geschafft, so daß in der kunstgeschmückten neuen Börse die alte Zugeknöpftheit einem freien Ausfichherausgehen Platz machte. Nur das so sehr geringe Strafgeld für das Zuspätkommen macht noch jetzt, wie schon früher, sobald die Uhr noch wenige Minuten vor Eins zeigt, bei alten und jungen Börsenbesuchern flinke Beine, und es ist befremdend anzusehen, wie die alten Herren, denen es für gewöhnlich auf so 3000 Mark für einen guten Zweck nicht ankommt, wegen Ersparung des kleinen Strafgeldes im Schweiß des Angesichts im Sturmschritt der Börse zueilen.

Von einem Kaufmann aus dem Jahre 1849 wird erzählt: Ein Pastor aus der Umgegend, dessen Pfarrdorf durch eine Überschwemmung sehr gelitten hatte, war wegen einer Liebesgabe für die geschädigten Bewohner an einen hiesigen Kaufmann gewiesen worden. Noch aber hatte der Pastor die Thür zum Kontor des Genannten nicht geöffnet, als er schon von draußen die laute Stimme des Handelsherrn hörte, welcher einem Lehrling eine schlimme Standrede hielt. Als der Pfarrer dann schüchtern geöffnet, fuhr der Kaufmann,

nachdem er den Eintretenden kurz begrüßt hatte, in seinem Sermon unbeirrt fort. Es handelte sich darum, daß der Lehrling die Verschnürung eines Paketes einfach durchschnitten und nicht vorsichtig den Knoten derselben gelöst hatte. Wegen der hierdurch nun untauglich gewordenen Schnur, die vielleicht einen Wert von einigen Schwaren (damals kursierende bremische Kupfermünze; 10 Schwaren gleich 8 Reichspfennig) hatte, war der Kaufmann so aufgebracht worden. Bei einem solchen Herrn kam der Pfarrer mit seiner Bitte gewiß schlecht an. Nachdem aber der Lehrling entlassen war, wandte sich der Geschäftsinhaber unter freundlicher Entschuldigung an den Besuch, lud ihn zum Sitzen ein und reichte dann anstandslos dem Pfarrer, nachdem er das Begehren desselben zuvorkommend vernommen, 20 Doppellouisdor (alter Doppellouisdor = ca. 33 Mk. R.-W. = 10 Taler Gold oder Louisdortaler. Alte bremische Münze: 1 Taler Gold = ca. 3 Mk. 30 Pf.) für die Armen. Auf den erstaunten Blick des Pfarrers äußerte der Kaufmann mit ruhiger Miene: „Mein Prinzip, auch nicht das Kleinste und Unscheinbarste im Geschäfte verkommen oder vergeuden zu lassen, hat mich aus bescheidenen Anfängen zu einem vermögenden Manne gemacht, der im stande ist, zu jeder Zeit den

Notleidenden und Armen ohne Umstände 200 Taler schenken zu können". — Diese kleine Episode ist bezeichnend für den Charakter des Bremer Kaufmanns, dessen Prototyp vorstehend geschilderte Figur ist: genau und sparsam im Geschäfte, großmütig aber und mildtätig, wo es guten Zwecken gilt.

Vor fünfzig Jahren trug der Domshof schon durch den jetzt ganz verschwundenen Verkehr vor Börsenbeginn eine recht behäbige Physiognomie. In der „Börsenhalle“ bei Ohlmeyer, im „Museum“ bei Lohe, im Café „Stadt Frankfurt“ bei Kripphäne und bei Stehly u. Josty an der Seemannstraßenecke entfaltete sich von 12 bis kurz vor 1 Uhr ein freundliches Bild, das so recht als Charakteristikum der Bremer Lebensweise im Kaufmansstande gelten konnte. Bei Stehly und Josty und im Sommer vor der „Börsenhalle“ auf langen Bänken vor kleinen festgeschrobenen Tischen saßen die Handelsherren, Börsenmakler und Agenten und unterhielten sich, während dessen sie eine Tasse Kaffee, Bouillon, ein Glas Wein oder einen Kognak tranken, in der ungeniertesten Weise über Kurse, Politik und Warenpreise, was oft zu den animiertesten Auseinandersetzungen Veranlassung gab. Auf der Terrasse des alten Museumsgebäudes saßen die Herren nach der Domshofseite hin sogar

unter schattigen Lorbeerbäumen, wohingegen die Schüsselforbseite, obgleich mächtige dorische Säulen einen einladenden Einfluß ausüben sollten, verödet und verlassen ein nichtbeachtetes Dasein feierte. In den oberen Räumen des Museums waren bekanntlich die naturwissenschaftlichen Sammlungen, die sich jetzt im Gebäude am Bahnhof befinden, aufgestellt; unter den Spirituspräparaten, welche gleichfalls dort einen breiten Platz gefunden hatten, soll auch das Haupt der hier 1831 hingerichteten vielfachen Giftmischerin Gesche Margarethe Gottfried gezeigt worden sein.

Der Kranz prächtiger Villen, welcher jetzt die Stadt vom Osterdeich, von der Schwachhauser und Waller Chaussee aus umgibt, ist erst in den letzten 30—40 Jahren entstanden; vor 50—60 Jahren finden wir nur einige sogenannte „Vorwerke“ an der Rhienbergerstraße in Horn, in der Bahr, in Rockwinkel und Oberneuland, welche aber auch erst nach der napoleonischen Invasion dort angelegt wurden. Die alten Bremer suchten, als die Stadt noch befestigt und ein Wohnen in der weiteren Umgegend noch nicht rätlich, einen Ersatz in der Neustadt, besonders längst des Deiches. Bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren hier zahlreiche Gärten der seßhaften Bremer Patrizierfamilien, die teilweise mit bedeutenden

Kosten im altfranzösischen Stile hergestellt waren. Eine Anlage war sogar durch künstlerisch gearbeitete Tiergruppen mit Mechanik, die in den Laubgängen verteilt waren, zu einer Art zoologischen Garten, dem dann noch erhöhte Reize durch große Spigellugeln und Springbrunnen verliehen waren, geschaffen worden. Auch an anderen Stellen der Neustadt, so an der Oster- und Johannisstraße, befanden sich Gärten, die als „Sommerfrischen“ von Altstadtsbürgern dort angelegt waren. So mietete schon die im Jahre 1783 gegründete Gesellschaft „Museum“ wenige Jahre nach ihrem Entstehen von Altermann Koube für 125 Taler ein Gartenhaus in letztgenannter Straße. In diesen Gärten nun, die zum großen Teil noch im Jahre 1845 existierten, wurden die intimen Kaffeegesellschaften der Frauen der höheren Stände im Sommer abgehalten. Das Reisen war noch nicht zur Modesache geworden und weitere Ausflüge, da es nach hübschen Punkten in der Umgegend, wie nach Begeesack, Delmenhorst usw. noch an Beförderungsgelegenheit fehlte, wurden möglichst vermieden. Nur nach Oberneuland, nach „Clüvers“ und „Sürgens Holz“, unternahm auch die exklusive Gesellschaft gern in eigener Equipage oder in sehr primitiven Omnibussen, die an der Schleifmühle und in späteren Jahren in verfeinerter

Form als „Deligenzen“ am Heerdentor abfahren, im Sommer auch Sonntags, Exkursionen, wo dann im Gehölz „Blindfuh“, „Verstecken“ oder Ballspiele, an welchem sich Alt und Jung zwanglos beteiligte, arrangiert wurden.

Im allgemeinen aber bewegte sich die Gesellschaft in sehr gemessenen Formen, soweit sie an die Öffentlichkeit trat; nur einmal im Jahre und zwar während der zehntägigen Dauer des Freimarktes, der für Bremen seit alten Zeiten eine Art Karnevalsfeier ist, wurde der Knoten lockerer geschlungen und die Bremenser kamen so „etwas aus sich heraus“. Jedes ungenierte Auftreten wurde mit dem landläufigen Ausdruck: „Es ist ja Freimarkt“ selbst von sonst streng urteilenden Damen entschuldigt.

Das Interesse für die Kunst, wie es sich jetzt nach allen Seiten hin so reich entwickelt hat, war vor 50 Jahren hier sehr schwach. Sowohl für Theater, wie für Musik und Malerei war in Bremen, abgesehen von einem kleinen Kreise Auserwählter, wenig Verständnis. Die Kunsthalle wurde erst 1847 und das Künstlervereinshaus 1857 in Angriff genommen. Zwar entwickelte sich der Geselligkeitstrieb gegen Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts, so wurde 1783, wie schon erwähnt, die Gesellschaft „Museum“, 1793 die „Union“

und 1802 die „Erholung“ am Ansgariikirchhof gegründet, aber diese Vereinigungen galten doch mehr der Unterhaltung, als der Kunst, wenn schon im „Museum“ viele wissenschaftliche und schöngeistige Vorträge gehalten wurden. Allerdings hatte auch schon um 1700 der Kapellmeister Kreienberg in einem Privathause an der Langenstraße seine Opern aufgeführt, 1780—83 spielte die Wieser'sche Gesellschaft aus Emden unter Leitung Abts auf dem Börsensaale in einem schmucklosen Theater mit spanischen Wänden, und 1791 brachte Freiherr von Knigge im Hörsaal des Dom-anbaues („Athenäum“) ein Liebhabertheater zum Verdrusse gar vieler Strenggläubigen, denen das Theater als Brutanstalt alles Schlechten galt, in Aufnahme. Aber alle diese Unternehmungen frankten an der Theilnahmslosigkeit des Publikums dahin. Erst als 1843 das jetzige Theater auf dem „Tempelberg“ (in der Festungszeit war hier eine Bastion, die „Meeskenfiste“ = Meisenfiste genannt, später aber, als zur Verschönerung der Wallanlagen daselbst ein kleiner Tempel erbaut war, in „Tempelberg“ umgeändert) eröffnet wurde, machte sich dann nach und nach eine regere Theilnahme, nicht nur für Schauspielkunst, sondern auch für Musik und Malerei geltend. Ich habe mich nie des Gedankens entwehren können,

wenn ich das Märchen „Die Bremer Stadtmusikanten“ las oder davon sprechen hörte, daß es früher doch wohl recht schlecht um die Kunst hier gestanden haben mag, weil sonst diese Persiflage auf Bremer Zustände hätte gar nicht aufkommen können. Erklärlich ist mir die Entstehung des Märchens dadurch, daß wohl fahrende Künstler, die nach Bremen verschlagen sind, daheim in Süddeutschland, wo dieser Schwank Mitte des 17. Jahrhunderts zuerst erzählt wurde, von Bremens Kunstsinne eine übertrieben schlechte Schilderung gemacht haben und so einen Spottvogel zu dem Ansinnen in der Dichtung „begeisterten“, daß als Stadtmusikanten Hund, Esel, Kaze und Hahn, noch dazu sämtlich an Altersschwäche leidend, für Bremen gut genug seien. Um 1642, als der von Helmstädt berufene Kantor Christoph Hasselbach hier wirkte, sah es denn aber auch um die Stadtmusik sehr mager aus. Drei Musiker, von denen jeder jährlich 20 Taler (etwa 66 Mark) Gehalt und freie Wohnung hatte, standen unter des Ratsmeisters oder Stadtmusikus Leitung. Dieses kunstfinnige Kollegium hatte dann die gewichtige Aufgabe, an Markttagen morgens von 10 bis 11 Uhr von U. L. Fr. Kirchturm herunter die „Lüde“ mit Blasen zu „verlustrieren“. In diesen Jahren mag wohl des Märchen „Die Bremer

Stadtmusikanten" entstanden sein, zumal in damaligen Erlassen des Rats von dem Stadtmusikus mit seinen drei Gesellen die Rede ist. O tempora, o mores! —

Der Mittelpunkt des ganzen musikalischen Lebens war vor 50 bis 60 Jahren in Bremen Friedrich Wilhelm Riem und die von ihm gegründete Sing-Akademie, die er zu immer steigenderer Bedeutung und zu hohem Ansehen bis zu seinem am 20. April 1857 erfolgten Tode zu bringen mußte. Seit dieser Zeit ist dieselbe bekanntlich treu im Sinne des Stifters, jedoch den geklärten Zeitverhältnissen Rechnung tragend, von Professor Carl Reinthaler bis vor wenigen Jahren weitergeführt und jetzt von Musikdirektor Eduard Rößler ebenfalls nach den alten Grundsätzen pietätvoll übernommen worden. — Interessant ist hier eine briefliche Äußerung Riem's nach Leipzig, als er von dort hier 1814 die Stelle des verstorbenen Domorganisten Kauschelbach angetreten hatte: „Ich bin wie in die Vorzeit versetzt; es herrscht ein patriarchalischer Sinn in Bremen, wie man ihn in Leipzig nicht kennt, der heimelt mich an“. Dr. Riem (der wegen seiner Verdienste 1856 von der Leipziger Fakultät zum Doktor philosophiae erwählt wurde) sowohl, wie Professor Carl Reinthaler aber haben sich um die Hebung der Musikinteressen Bremens

unsterbliche Verdienste erworben. Beide Männer aber haben jetzt in einer Person einen würdigen Nachfolger gefunden, denn wie Dirigent der Sing-Akademie, so hat Musikdirektor Eduard Nößler auch den von Heinrich Kurth 1857 gegründeten und dann nach dessen am 1. April 1872 erfolgten Tode von Professor Carl Reinthaler bis 1893 geführten Domchor übernommen, als Meister seines Faches, welcher sich bereits einen Namen gemacht, der weit über Bremens Grenzen bekannt ist.

Das Familienleben trug vor fünfzig Jahren noch herrliche Früchte. Die Familienabende oder im Sommer die „Familientage“, wo bei den Schwiegereltern allmonatlich oder vierteljährlich großer Empfang aller Familienangehörigen, oft bis zum dritten Grade, stattfand, zeichnete sich durch echt patriarchalischen Anstrich aus. Da kamen die Kinder, Enkel und oft schon Urenkel, die Geschwister und Geschwisterkinder und alle umringten zum fröhlichen Gruße die im Schmucke des Silberhaares freundlich und behäbig lächelnden Großeltern, um sich später zu einem gastlichen Mahle zu vereinigen. Seit der Zeit aber, wo die Kaufleute nicht mehr an der Obern-, Langen- und Wolkenstraße, Tiefer und Martinistraße in den großen dunklen, im Sommer stets so kalten Giebelhäusern

wohnen, wo auf dem Flur und den oberen Böden die Waren lagerten und nur die mittleren Geschosse, die auf steilen Wendeltreppen zu ersteigen waren, Säle, Stuben und Kammern boten, hat sich auch das Leben nach dieser Seite hin sehr verändert. Die altväterliche Gemütlichkeit hat modernen Ansichten Platz machen müssen und so sind diese poetischen „Familientage“ nur noch in wenigen Häusern üblich. Nach dem Bebauen der Gemüseländereien, da, wo sich jetzt die Villenvorstadt an der Schleismühle, am Dobben und im ganzen ehemaligen Pagentorner Felde erhebt, hat die Bremer Gesellschaft mehr und mehr Geschmack an künstlerischer Ausstattung der Wohnräume gefunden, und mit der Schmückung des Heims ist das Interesse für die Kunst rapide gewachsen. Welche Monumentalbauten, ausgeführt mit feinstem Kunstverständnis, sind hier in den letzten Dezennien entstanden! Welche sinnige Pracht finden wir jetzt in den Häusern unserer Patrizier, und nicht allein nur da, sondern auch in den Wohnungen minder begüterter Bremenser, wo sich, den Verhältnissen angepaßt, die Himmelsblume der Kunst auch immer mehr und mehr und farbenprächtiger und duftender zu entfalten beginnt.

Noch im Jahre 1842 konnte es aber im alten Theater, das sich da erhob, wo jetzt das Olbersdenkmal

steht, vorkommen, daß wegen Mangel an Zuschauern die angesehnte Vorstellung ausfallen mußte.

Die Damen hatten im Winter ihre Teeabende, alle 14 Tage Privatkoncert, dann und wann einen Privatball im Bekanntenkreise und hier und da Versammlungen zu Missions- oder sonstigen milden Zwecken: Das genügte, um durch den Winter zu kommen. Dem literarischen Bedürfnis genügten die Erzeugnisse von Betty Gleim, Hedwig Hülle, Karoline Pichler und Flygar-Carleen. Die Herren aber hatten ihre Cafés oder Weinstuben, wo bei einem Glase Biersteiner oder Johannisberger Kabinet die Tagesfragen besprochen wurden. Hier gab es nun außer den bereits eingangs erwähnten Restaurants Stehly u. Zosty, „Börsenhalle“ bei Ohlmeyer, „Stadt Frankfurt“ bei Kripphane, „Union“ und „Museum“ noch Weinstuben von C. Brust am Geeren, Ribert am Domshof, Sievers an der Katharinenstraße (besonders wegen seines Rheinweins und seiner Austern berühmt), Hasselmann hinterm Wurstmarkt, H. R. Reinken ebendasselbst und Denken u. Boden Keller an der Langenstraße; der Stadtweinkeller wurde zu jener Zeit am Abend, außer während des Freimarktes, wenig frequentiert, obgleich morgens zur Frühstückszeit die rührigen Kellermeister Kesch und Schöne dort ein

hübsches Geschäft machten. In der „Erholung“ verkehrten mehr die besseren bürgerlichen Elemente. Die jüngeren Herren der höheren Gesellschaft entrierten gern abends ein Spielchen, was jedoch nicht dem harmlosen Skat jetziger Zeit gleich kam, sondern wo es um Louisdors sich handelte. Die Spiellust, der auch jetzt noch stark in Bremen gefröhnt wird, stand vor 50 Jahren hier in schönster Blüte. Was sollten die jüngeren Herren höherer Stände am Abend anders anfangen? Jetzt bieten die Konzerthallen, die Bierpaläste und die mannigfachen Vergnügungsclubs Zerstreuung genug, damals aber gab es keinen Bürgerpark, keine musikalischen Abendunterhaltungen, keine Sportinteressen und keine Restaurants, die den Ansprüchen der Jeunesse doree genügten und darum wurden „Meine Tante, deine Tante“ und „Rouge et noir“ pouffiert. Nicht allein in den Hinterzimmern zahlreicher Privathäuser wurde Fortuna ein Plätzchen bereitet, nein, es wurden auch eigene „unverdächtige“ Lokalitäten geschaffen, wo man das von der Polizei scharf verfolgte Hazardspiel unbehelligt betreiben konnte. So war in der Nähe des Altstadtmarktes eine Geflügelhandlung, die unverfänglich Hasen, Rehböcke und Wildenten in einem Laden feilbot, wo hingegen aber die Eingeweihten nach dem Betreten des Ladens in

einem geräumigen Nebenzimmer verschwanden, um hier — dem Moloch des Spiels zu opfern. Auch in der Neustadt gab es ähnliche Lokalitäten.

Auf religiösem Gebiete dominierte hier vor 50 Jahren noch die Orthodoxie in ihrer ganzen Machtfülle. Ein tiefreligiöser Zug steckt nun einmal in den Bremensern, das ist etwas, was von den Vorfahren überkommen ist und das sich nie verwischen wird. Bremen war bekanntlich eine der ersten Städte, die 1522 durch Duldung der Predigten Heinrich v. Bütphens der Reformation zugänglich wurde und bereits im Jahre 1547 Hardenberg als ersten lutherischen Prediger im Dom anstellte. Die Wechslung des Glaubens der Vorfahren entsprang aber nicht politischen Beweggründen, sondern einzig und allein echter Frömmigkeit, dem Ringen und Drängen nach wahrer Gottesverehrung. In allen Stürmen der folgenden Jahrhunderte aber hat sich in den Enkeln diese Frömmigkeit erhalten, die nur von der Mitte des achtzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in Orthodoxie ausartete. Als aber 1846 die Eisenbahn von Bremen nach Hannover eröffnet wurde, als 1848 der gewaltige Sturm der Revolution daherbrauste, der tausendjährige Vorurteile und die seit alten Zeiten sanktionierten ungerechten Anmaßungen des Adels und

der bevorzugten Geschlechter hinwegfegte, da machte sich auch in Bremen auf religiösem Gebiete eine freiere Anschauung geltend, die selbst in den höchsten Kreisen der Stadt, wo noch jetzt die Strenggläubigkeit gepflegt wird, nicht ganz ohne Einfluß blieb. Dem „Protestantenverein“ steht zwar der „Evangelische Verein“ jetzt gegenüber, jedoch sind die Gegensätze nicht so schroff, daß nicht ein echt christlicher Sinn, d. h. die Nächstenliebe und die Duldung, auch hier eine Brücke finden könnte. Vor fünfzig Jahren aber, als die Pastoren Mallet und Müller gegen den Pastor K. Dulon an U. L. Frauen-Kirche eiferten, ihr Anathema gegen ihn schleuderten und dann schließlich nach jahrelangen Kämpfen in Verbindung mit dem Heidelberger Inquisitionsgerichte 1852 seine Amts-entsetzung „wegen gemeinschädlicher Wirksamkeit“ beim Senate durchsetzten, da sah es noch recht dunkel auf religiösem Gebiete hier aus. Was damals aber Dulon in der Kirche lehrte, lehren jetzt unter andächtigem Beifall die meisten geistlichen Mitglieder des „Protestantenvereins“ vor einer auserlesenen und großen Zuhörerschaft.

Mit echter Religiosität welteifert in Bremen von alters her der Sinn für Wohltätigkeit. Wohl keine Stadt im deutschen Reiche kann sich im Verhältnis

zur Größe in dieser Beziehung mit Bremen messen. Schon die Vorfahren zeichneten sich nach dieser Richtung aus. Ich möchte nur die beiden Kornhäuser am Fangturm und das jetzt zum öffentlichen Auktionslokale umgebaute Haus an der Süsterstraße, in welchen in Nothstandszeiten den armen Bürgern Korn sehr billig oder unentgeltlich verabreicht wurde, erwähnen; ferner möchte ich an die reichen Spenden der Bremer an Bedrängte während der napoleonischen Invasion 1806—1813, an die Hamburger nach dem Brandunglücke im Jahre 1842, in der Cholerazeit 1892 usw. erinnern. Dieser Wohltätigkeitsfönn äußert sich aber nicht nur ferner in mannigfachen Stiftungen, sondern auch die Privat-Wohltätigkeit ist unermüthlich im Stillen rüthrig, um zu helfen, zu lindern und vorhandene Übelstände zu bessern. Noch nie aber ist auch von auswärts vergeblich an diesen Wohltätigkeitsfönn der Bremer appelliert worden. Was jedoch die Opferfreudigkeit der Bremer in der engeren Heimat vermag, das sehen wir am besten an der Gründung des Bürgerparks, an der Schmückung der oberen Rathaushalle und an der Vollendung der Domstürme.

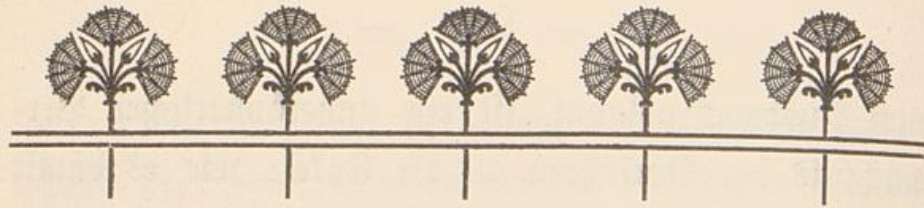
Die Liebe zur Heimat, die so recht in dem alten Schifferspruche

„Nord, Süd, Ost, West:  
Bremen best'“

zum Ausdruck gelangt, ist ein unveräußerliches Vermächtniß der Vorfahren an die Enkel: wie es damit vor fünfzig Jahren gestanden, so ist es noch heute.

Der Flügelschlag der neuen Zeit aber hat Bremen mächtig emporgehoben. Dem Phönix gleich ist es verjüngt aus dem Staube der Jahrhunderte in den letzten fünfzig Jahren hervorgegangen und keiner Neuerung hat sich die alte Hansestadt, sobald eine ersprießliche Wirkung zu erwarten stand, verschlossen. In den letzten fünfzig Jahren hat Bremen gelernt und nicht vergessen; es hat eingesehen, daß Stillstand ein Rückstand ist, und darum bleibt es bei dem Erreichten nicht stehen, sondern es schreitet vorwärts auf der Bahn der Erkenntnis, zum Heil des Gemeinwesens und zum Wohle jedes einzelnen Bürgers.





## Alte Bremer Weihnachten.

Es ist in der Dämmerungstunde. Sinnend sitze ich am Ofen und schaue in die aufflackernde Glut, in der einige Tannenzweige, die die Kinder vom „Weihnachtsmarke“ heimbrachten, knisternd vergehen. Ein leichter balsamischer Geruch macht sich im Zimmer bemerkbar; es ist der Duft des Tannenharzes, der so anheimelnd an Weihnachtszeit, Jugendfreunde und glückliche Stunden am häuslichen Herd erinnert. Die Gedanken schweifen in weite Ferne, nebelhafte Gestalten tauchen vor dem geistigen Auge auf, die nach und nach Leben gewinnen und plötzlich wie in Fleisch und Blut vor meiner Seele stehen. Ich sehe die alte Frau aus dem Witwenhause, die lange Jahre um die Weihnachtszeit vor der Eingangstür des Ratskellers stand und dort auf einem morschen Tischchen die Schornsteinfeger und Rosinenmänner zum Verkaufe ausbot, wobei es dann nicht weiter ins Gewicht fiel,

daß die aufgenähten Köpfe der Schornsteinfeger weiblichen Ausdruck hatten und lange Schmachtkloden trugen. Wie leuchteten die Augen der kindlichen Beschauer beim Anblick der Rosinenmänner mit dem Pflaumenkopf und der die Stelle des Antlitzes vertretenden großen Krachmandel! Selige Zeiten, glückliche Kinder, die noch an solchen harmlosen Erzeugnissen Gefallen fanden!

Unter dem Rathausbogen wurde ebenfalls allerlei Tand und Spielzeug, unter dem die jetzt ganz verschwundenen Dukatenmännchen eine hervorragende Rolle spielten, von heimischen Händlern feilgeboten. An den Pfeilern standen mit rotgefrorenen Nasen, die mit dicken, gestrickten Handschuhen und Pulswärmern versehenen Hände und Arme kreuzweise auf dem Rücken zusammenschlagend, allbekannte Händler mit Wallnüssen, die dann abends ihre Ware durch eine in den Sack gesteckte Talgkerze (10 auf's Pfund) in ein „glänzendes Licht“ zu stellen sich bestreben, um Käufer anzulocken.

Am Dom und in dem Winkel zwischen Rathaus und Stadthaus florierte der Handel mit Tannenbäumen, wie noch jetzt, nur sind die alten bekannten Gestalten von Friß Pflüger und Jan Griffel, die bereitwilligst den Transport der Bäume in die

Häuser der Käufer gegen entsprechende Entschädigung besorgten, verschwunden. Diese beiden Eckensteher erfreuten sich bei der ganzen damaligen Jugend Bremens einer großen Popularität, und wo nur ein Rudel Jungens eines der Genannten ansichtig wurde, ging der Jubel los. Besonders war es Friß Pflüger, dessen unverwüftlicher Humor und nie beleidigende oder unfeine Manieren einen gewissen Respekt bei der Jugend erzeugt hatten, zumal die Rede ging, daß Friß eigentlich zu höheren Dingen geboren sei. Begegnete er einer Gesellschaft, die spät abends lärmend von irgend einer Feier heimkehrte, so konnte man sicher sein, daß er derselben die Worte nachrief:

Nun geht nach Haus und schlaft in Ruh',  
Die Liebe Gottes deckt Euch zu.

Große Anziehungskraft zur Weihnachtszeit übte der „alten Precht“, wie er allgemein genannt wurde, an der Sandstraße aus mit seinen Bildern, die vielfach zu Festgeschenken gekauft wurden. Wie früher Comolly, der einen Verkaufsstand in der untern Rathaushalle inne hatte, versammelte jetzt Precht alle Künstler und Kunstentusiasten, die das Fach der Kunstmalerei, der Architektur oder des Zeichnens betrieben, in seinem Laden, der, vollgepfropft bis zur Decke mit Requisiten der Kunst und ihren Erzeugnissen,

durch die quergeteilte Haustür, deren oberer Teil stets geöffnet stand und so einen Einblick in das Lokal gestattete, zum Kaufen einlud.

Schäfers Delikateffengeschäft mit dem Füllhorn im Schaufenster, das die jedesmalige Jahresbezeichnung trug, Dohrmanns Spielwarenladen waren, mit Hamburger, Schmid an der Wachtstraße und Dittrich, die einzigen Geschäfte, die neben einigen Manufakturwarenhandlungen für die Weihnachtszeit außergewöhnliche Anstrengungen machten, um Käufer anzulocken. Die meisten Ladeninhaber verschmähten nach den von den Vätern ererbten Ansichten besondere Aufwendungen.

Dort sehe ich noch zu später Abendstunde im scharlachroten Rock, der allerdings an den Nächten nicht mehr ganz die ursprüngliche Farbe bewahrt hatte, den dicken Paketbesteller Otten im Schweiß des Angesichts den hochbepackten gelben Postwagen vor sich herschieben. Hier und dort verschwindet er mit einigen Kollis in den Häusern, um die Bestellung zu besorgen, indes der Wagen mit seinen oft so wertvollen Kistchen und Paketen unbeaufsichtigt auf der Straße steht, um erst nach geraumer Zeit weitergerollt zu werden; denn in fast jedem Hause, wo eine Paketabgabe stattfindet, hat erst eine langandauernde Umrechnung des

Portogeldes von „Preußisch-Courant“ in Bremer Grote vorgenommen werden müssen, da das genannte „ausländische“ Geld selten in der Kasse des Paketempfängers anzutreffen war.

Wenn wir jetzt die durch elektrisches Licht oder Gasglühlicht erleuchteten Schaufenster betrachten, wenn wir die für die Weihnachtszeit zu Paketfuhrwerken umgewandelten Linienwagen schauen und die in einem Flammenmeer erstrahlenden Straßen, die von einer wogenden Menschenmenge in den letzten Tagen vor dem Christfeste durchzogen werden, durchwandern, dann sticht die Jetztzeit von dem Ginst, wie ein „Trankrüfel“ von einer Astrallampe ab. Welche Zeiten der Genügsamkeit waren es noch, wo sich Nachbarinnen als Anwohnerinnen eines Ganges in der Neustadt wie folgt unterhalten konnten:

„Na, Naberſche, wat häwt Se denn bi de schlechten Tiden, for de Kinner to Wiehnacht dohn konnt?“

„Ach je, eck hew de Kinner alltohopen de Haare snäen. Da wer'n se ganz vergnögt.“

„Ne, ick hew de Kinner ene Glitschen gaten und jeden ene Stangen Babler geben. Ach, wat wer'n de aber's lustig!“

„Lust am Genuß bestimmt den Wert der Dinge“, sagten unsere Vorfahren, und darum in einer Zeit,

wo die Genügsamkeit in den mittleren und unteren Ständen noch bescheidene, aber zahlreiche Blüten trieb, konnte auch eine Stadt von der Bedeutung Bremens mit einem Polizeiapparat ausreichen, der jetzt bei den allgemein so gesteigerten Ansprüchen kaum noch für einen Ort von 4000 Einwohnern genügen würde. Daher konnte Polizeikommissär v. Huntekn mit seinen wenigen Polizeidienern, unter denen besonders Tiesel und Moll hervorragten und die sich durch ihr persönliches Auftreten ein gewaltiges Ansehen zu verschaffen wußten, die ganze Maschinerie des Staates, soweit es sich um den Polizeireffort handelte, leicht dirigieren.

Damals hatten wir in Bremen noch eine große Anzahl von Zigarrenfabriken, die sich in der Stadt selbst an belebten Straßen befanden, wo dann nach Schluß der Arbeitsstunden die Stadt strichweise von vielen Hunderten von Arbeitern und „Wickelmakerschen“ überschwemmt wurde, die laut lachend, schäfernd und singend ihren Wohnungen zuschlenderten. Jetzt, wo die Fabriken seit langen Jahren wegen der 1853 gezogenen Zolllinie nach und nach in das damalige Zollgebiet, nach Hemelingen, Achim usw., verlegt wurden und auch jetzt nach Bremens Anschluß an den Zollverein dort verblieben sind, ist kaum noch eine

rechte Vorstellung von dem früheren Treiben der Zigarrenarbeiter, die so recht typische Figuren der stadtbremischen Bevölkerung bildeten, zu gewinnen.

„Da sind de Zigarrenmakers mit biwäsen“, war eine ständige Redensart, wo es sich um einen großen Auflauf, um einen Volkskandel oder um einen von Vielen ausgeführten Schalkstreich handelte. Diese sonst sehr brauchbaren und fleißigen Mitglieder des Staates, deren Nachwuchs unter ganz veränderten Lebensgewohnheiten längst mit den Fabrikverlegungen nach den kleineren Orten der Nachbarschaft sich zerstreute, waren so im Verdachte der Händelsucht, daß bei Polizeiuntersuchungen bei vorgedachten Gelegenheiten zuerst gefragt wurde: „Waren auch Zigarrenmacher dabei?“ Ein Fall möge hier als Illustration des alten vormärzlichen Gerichtsverfahrens und des alten Vorurtheiles dienen.

Richter (Camerarius): Was können Sie zu Ihrer Entschuldigung wegen Ihrer Beteiligung an der Schlägerei vorbringen?

Angeklagter: Herr Camerari, icĥ bin'r ganz wahrhaftig nich bi wäsen; icĥ hāv blot tokāfen . . .

Richter: Wat hävt se for'n Hanteerung?

Angeklagter: Icĥ bin Zigarrenmaker.

Richter: Denn sind Se'r oof mit biwäsen. De

Zigarrenmakers lat't nie wat anbrennen. Dree Dage  
int' Loek na'n Hulsbarg, wegen Slägeree.

Damit war die Sache abgemacht.

Selbst aber auch mit diesen Staatsangehörigen,  
die im Geruche solcher Gefährlichkeiten standen, wußten  
Tiekel und Moll umzugehen und sie in den gezogenen  
Grenzen zu halten.

In den letzten Jahren hat sich Bremen zur Groß-  
stadt entwickelt und sich gewaltig aufgeschwungen.  
Jetzt wären Gestalten nicht mehr möglich wie „Vater  
Biedermann“, der noch in den fünfziger Jahren in  
einem grasgrünen „Chenille“ (Ärmelmantel, der  
zur Zeit der Revolution, Ende des 18. Jahrhunderts,  
in Frankreich aufkam), großer Jagdmütze mit fuß-  
breitem Ledervorsatz und einem großen, roten Regen-  
schirm mit Ring, den er Winter und Sommer bei  
Regen-, Schnee-, Hagel- oder Sonnenwetter quer unter  
dem Arme trug, täglich in den Straßen der Stadt  
mit ernstem Angesicht spazieren ging, ohne von der  
Jugend anders als mit scheuer Ehrfurcht betrachtet  
zu werden. Wie würde jetzt eine solche Gestalt, oder  
diejenige eines alten Sprachlehrers, der um dieselbe  
Zeit ebenfalls mit langem zugeknöpftem Rock, ebenfalls  
mit altväterlichem Schirm und Mützenungetüm aus-  
staffiert und Winter und Sommer eine Rose vor der

Nase haltend, die Straßen bedächtigen Schrittes, ohne nach links oder rechts zu schauen, durchwandelte, von der lieben Jugend mit Halloh! und Schabernack verfolgt werden, indessen diese Gestalten früher unbehelligt ihren Weg machen konnten. Da gab es noch Zeiten, wo ein kleines Mädchen von zehn Jahren vor dem Einschlafen in ihrem Bette beten konnte: „Lieber Gott, mache meine gute Schwester zum Christfeste wieder gesund.“ Dann legte sich das Kind zurecht, erhob sich aber gleich wieder, faltete nochmals die Hände und sprach: „Ach lieber Gott, fast hätte ich es vergessen, meine Schwester liegt auf dem Krankenhause, Zimmer Nummer 4“. Dann schlief das Kind mit einem glücklichen Lächeln in den Zügen ein. — Wie ist jetzt die Jugend so erschrecklich altklug geworden!

Die Tannenzweige im Ofen sind längst verglimmt, nur ein Häufchen Asche blieb. Im Zimmer aber ist der Tannenharzduft noch bemerkbar und mahnt an Weihnacht, Kinderjubiläum und glückliche Zeiten . . . .





## Aus den Erinnerungen eines alten Bremers.

---

Vor einiger Zeit spielte mir der Zufall eine Reihe von Aufzeichnungen eines alten Bremers, der jetzt in Kopenhagen wohnt, in die Hände. Die Aufzeichnungen erregten mein Interesse, und ich glaube keinen Fehlgriff zu tun, wenn ich an dieser Stelle einige Episoden aus denselben, die, wie ich hier gleich bemerken will, von anderer Seite noch eine Ergänzung gefunden, mittheile. Lassen wir die beiden Gewährsleute, die ich, des leichteren Verständnisses wegen, zu einer Person verschmelzen will, selbst reden.

So lange die Menschen denken können, hat es immer Verfechter der sog. „guten alten Zeit“ gegeben. Die Sache ist leicht zu erklären. Der jugendliche Mensch bis zur Mitte des reiferen Alters bewegt sich in einer Welt, die er vollkommen versteht, weil seine

Individualität gewissermaßen ein Teil des momentan herrschenden Zeitstromes ist. Weil aber nach ewigem Gesetz die Welt ihre Physiognomie in einem Zeitraum von 30 bis 40 Jahren stets verändert und einem neuen strebenden Geschlechte Bahn macht, versteht der Fünfzig- oder Sechzigjährige die neu sich bildenden Anschauungen nicht mehr, er klammert sich an das Alte, an das Gewesene, an eine Zeit, die er mit jugendfrischem Geiste verstand und durchlebte und — spricht dann mürrisch von „der guten alten Zeit“. Wie oft wird diese Bezeichnung fälschlich in ironischer Weise auf das Mittelalter, nachdem eine Reihe von Gräueltaten der Tortur, des Mönchswesens und Landknechtstreibens aufgezählt sind, angewendet. Auch in jenen Tagen ist schon eine gute alte Zeit gepriesen und unsere Enkelkinder werden noch dereinst den Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts so preisen, wenn sie selbst als gereifte Männer die zweite Hälfte des gegenwärtigen Säkulums überschritten haben.

„Die Leute sagen immer,  
Die Zeiten werden schlimmer:  
Die Zeiten bleiben immer,  
Die Leute werden schlimmer —“

so steht schon als Hauspruch über dem Eingang eines niedersächsischen Bauernhauses aus dem Jahre 1693.

Über den Geschmack läßt sich schlecht streiten, aber ich finde, daß das spätere Mittelalter mit seinen fernigen Schützen- und Sangesfesten, mit seinen Turnieren und seinen sonstigen kirchlichen und weltlichen Festen viele Annehmlichkeiten und Abwechslungen geboten hat, womit unsere vom Hauche der Blasiertheit angefränkelten Feiern sich kaum messen können. Dort war es der Ausfluß der unmittelbaren Kraft und Lebensfreudigkeit, trotz des so oft übertrieben geschilderten Pfaffendruckes, hier Gespreiztheit, Unzufriedenheit und Mache. Wie hätten da sonst wohl Till Eulenspiegels Schwänke, Brants lustiges Narrenschiff, die zartduftigen Sagen und die übermütigen Volksmärchen entstehen können. Was aber das persönliche Leben des einzelnen Menschen im allgemeinen angeht, da haben wir doch Fortschritte gemacht, die uns nie wieder Zeiten wünschen lassen, wie sie noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ihren Einfluß übten. Patrizier- und verknöchelter Gelehrtenstolz, Fürstendünkel und Adelsverschrobenheit dominierten in lächerlicher Nachäffung des verfloffenen französischen Vongottesgnadentums und drückten den kleinen Bürger und die ganze niedere Arbeiterklasse, überhaupt den an materiellen Gütern Armen in ein Nichts zusammen, wenn er auch an Geist ein Kröfuß war. Wurde Mozart gegen das Ende des

18. Jahrhunderts nicht wie ein Bettler begraben? Wurde nicht Schiller 1805 in einem Armensarg für 2 Taler und 8 Gutegroschen bei Nacht beigeseht? Klopstock, der gefeiertste Dichter seiner Zeit, hätte darben und den Dichtertot Cervantes, Miltons, Butlers usw. sterben müssen, wenn ihm nicht von Dänemark eine Pension bewilligt worden wäre, und auch diese wäre ihm fast noch verkümmert worden, weil der mit der Ausfertigung der Anweisung beauftragte Königl. Etatsrat dem König gegenüber noch meinte, daß ein Mann, der den ersten Hering einsalzte, mehr Achtung verdiene, als alle Dichter, worauf jedoch der König nur erwiderte: „Er liebt wohl Heringe sehr, weil Er dem Einsalzer so warm das Wort redet!“ Und die Pension wurde von Dänemarks König dem deutschen Dichter, um ihn vor Hunger zu schützen, bewilligt bis zum 1803 erfolgten Tode des Schöpfers der „Messiade“.

Welche Menge von Tauf-, Hochzeits- und Leichen-  
Zeremonien existierten aber in Bremen für die Reichen  
noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Da  
folgte der Leiche eine ungeheure Reihe schwarz be-  
mäntelter Bürger in gehörigen Distanzen, die Zahlung  
erhielten, der Bürgermeister ausgenommen. Der Sarg  
von Mahagoniholz war mit Silber beschlagen — alles

stand im Verhältniß zu dem Pomp, der nach damaligem Gelde 1000 Taler Gold kostete, was jetzt einer Summe von mindestens 3400 Mark rund entsprechen würde. Selbst die Wassereimer wurden schwarz bemalt. Das sog. „Ansagen“ bei Taufen, die Wochenbettstrinkgelder und die Trinkgelder bei Schmausereien kosteten keine geringen Summen das Jahr über. Manche Diener in guten Häusern standen sich auf 400 bis 500 Taler, und sie begehrten ihren Abschied, wenn die Herrschaft zu wenig Gesellschaft gab. Das „An-sage-Mädchen“ meldete auch die glückliche Entbindung ihrer lieben Frau von einem totgeborenen Töchterlein. Noch um 1812 ließ eine alte Jungfer ihr ganzes Vermögen von ca. 6000 Taler bei ihrem Leichenbegräbniß draufgehen, dafür wurde sie aber auch unter Posaunenklängen und Hallelujahrufen der — gut bezahlten Begleiter eingesenkt.

Nach diesem Vorbericht mögen noch einige Erinnerungen meines Gewährsmannes aus den Jahren 1835—40 folgen.

In meiner Kinderzeit schlachtete jede angesehene Handwerkerfamilie einen Dhsen als Wintervorrat, und derjenige Bürger, der das Gewicht des Dhsens durch das Auge oder durch Handuntersuchung richtig abschätzen konnte, wurde gerühmt wegen seines —

Ochsen-Verstandes. Das geschlachtete Tier lag geschmückt wie auf einem Paradebette, mit papiernen Manschetten und Blumen verziert, und Vettern, Basen und Nachbarn kamen zur Ochsenvisite, um das Prachtstück anzustaunen und nebenbei den glücklichen Besitzer etwas stark — zu beneiden. Kein selig aber war der betreffende Ochseninhaber, wenn selbst hochgestellte Nachbarn, wie einst in unserm Hause, wo ein Senator die Gewogenheit hatte, den Ochsen mit höchsteigenem Finger zu betippen, zur Visite sich einstellten, weil dies als die höchste Ehre, die einem Handwerker erwiesen werden konnte, galt. Weil aber die Besucher noch oft spät am Abend sich einstellten, kam es nicht selten vor, daß das Hausmädchen in zweideutiger Weise rufen mußte: „Kumm de Herr doch 'mal herdal, da sind Lue, de wült 'mal den Dffen seh'n!“

Hübsch war auch die um jene Zeit noch geltende Gepflogenheit der Alten, daß beim Einkauf von Seefischen auf den Schaluppen an der Schlachte dem Fischer, nachdem er auf Wunsch des Käufers eine für den Bedarf hinreichende Anzahl von Fischen auf ein besonderes Kaufbrett vorgelegt, der den Käufer gut dünkende Kaufpreis verdeckt in die Hand gedrückt wurde; der Fischer zählte hierauf bei vorgehaltener

Hand nach, sah den Käufer an und schob ihn dann entweder die Fische zu oder sagte: „Et möt't noch veir, soß oder acht Graut toleggt waren.“\*) Dieses Verfahren hatte folgenden Grund: Der Fischer sah sich seine Leute an; kam eine feine Dame mit ihrem Dienstmädchen, eine Köchin oder ein Diener aus feinem Hause, dann mußten sie den drei- oder vierfachen Preis, als ein armer Teufel, ein armes Mütterchen oder dergl. bezahlen. Damit nun aber bei den umstehenden Käufern kein Streit entstehen konnte, entschied so der Fischer durch die Annahme des verdeckten Geldes nach dem Ansehen der Person. So hatte der Arme auf Kosten der Reichen, die ja bezahlen konnten, eine billige Mahlzeit, denn bei Ersterem wurde stets vom Fischer die verdeckt gebotene Summe, sofern sie eben reichte, anstandslos angenommen.

\* \* \*

Meine Gedanken führen mich zum 12. November 1838 zurück. Es war einer jener rauhen Herbsttage, die uns Gelegenheit geben, gute Laune in eine trübe Gemütsstimmung zu verwandeln. Gegen Abend hatte der Himmel sich mit schweren, dunkelgrauen Wolken

---

\*) Im Hamburgisch-Helgolander Dialekt: „Es müssen noch (je nachdem) vier, sechs oder acht Grote (alte Bremer Münze) zugelegt werden.“

überzogen; ein scharfer Wind wehte durch die von Leuten gemiedenen Straßen der Stadt. Ich war soeben aus der Schule gekommen und wollte, ehe ich nach Hause ging, der Mutter einen Besuch abstatten. Die Mutter, welche allein in unserm Verkaufsladen am Grassmarkt weilte, betrachtete prüfend das heranziehende Wetter und entschied sich dann, für heute, da wohl kein Geschäft bei dem voraussichtlich bald sich entwickelnden Sturm mehr zu machen sein würde, den Laden zu schließen. Unsere Wohnung lag ein gutes Stück vom Grassmarkt (Platz, auf dem jetzt das Börsengebäude steht) entfernt. Nachdem wir dann noch kurz die Großeltern in der Pelzerstraße besucht hatten, machten wir uns eiligst über den Ansgarikirchhof nach unserer Wohnung an der Langenstraße auf. Auf dem Kirchhof angekommen, wehte der Wind so stark, als wenn wir mit Ruten ins Gesicht gepeitscht würden und piff mir so um die Ohren, daß ich genötigt war, mich in den Kleidern der Mutter zu verbergen. Endlich waren wir froh, uns im Hause, wie wir glaubten, in Sicherheit gebracht zu haben. Aber die Sicherheit war nicht von langer Dauer, denn der Wind hatte sich bald zum Sturme und vom Sturme zum Orkan erhoben, welcher dann mit außerordentlicher Gewalt wütete, so daß das Haus in seinen

Grundfesten erbebte. Die Finsterniß, welche plötzlich einbrach, ließ uns nur durch die Fensterscheiben, welche hinten nach der freiliegenden Schlachte gingen, das Schauerliche einer rabenschwarzen Nacht erblicken. Das ganze Haus, der Fußboden, die Wände knackten und zitterten, wie auf einem Schiffe, das eines entsetzlichen Sturmes Spielball ist. Unsere ganze Familie war in der Werkstube des Vaters versammelt, und deutlich sah man in allen Gesichtern beim Schein der angezündeten Lampe die größte Angst ausgedrückt. Die ganze Natur war in einem fürchterlichen Aufruhr. Plötzlich wurde von der Schlachte aus eine Luftscheibe von der Gewalt des Orkans eingedrückt und flog mit Geprassel an die Wand, wo sie in tausend Scherben zerschellte. Dies war eine willkommene Bresche für den Sturm, der nun hindurchfauste, die beiden Türen, wie auf Kommando aus den Angeln riß, dann Tische, Stühle, kurz alles, was im Wege stand, umwarf oder zerbrach, und dann bis durch die dritte Etage zum Boden fuhr, wo er mit ungeheurem Luftdruck das ganze Dach abdeckte und mit Ziegeln, Schornstein und Sparren auf die Schlachte schleuderte. Eine kurze, feierliche Stille trat hierauf ein, bis man von der Straße her das Gepolter und Geclapper von Dachpfannen, Sparren, Schornsteinen und Balken,

da der Orkan nunmehr ununterbrochen raste, von allen Seiten vernahm. Das war eine entsetzliche Nacht, diese Nacht vom 12. auf den 13. November 1838! Es war ein Orkan, wie er nie vorher und nie wieder nachher hier in derselben Stärke beobachtet worden ist. — Der Wächter, welcher in der Nähe unseres Hauses Dienst hatte, wurde von herabfallenden Ziegeln erschlagen; auch viele andere Einwohner Bremens fanden infolge dieses Naturereignisses ihren Tod. Die Unterweser wurde so durch den Sturm aufgewühlt, daß Seeschiffe, welche in dem Hafen von Vegesack vor Anker gelegen hatten, bis zur Schlachte trieben und hier auf Grund festsaßen. Bei Brake erfolgten ebenfalls viele Strandungen und in der Nähe von Gläfleth wurde ein spanischer Schooner über den Deich geworfen, wobei dann keine Rede von wieder Flottwerden war; das Schiff wurde später aufgehauen und die Teile zu andern Zwecken verwertet. Um unser defektes Dach einigermaßen wieder herzustellen, wurde die Hülfe unseres Nachbarn, eines Segelmachers, in Anspruch genommen. Seine Leute machten sich dann auch eiligst dabei, das Dach mit großen Schiffssegeln vorläufig zu bedecken, um das Haus einigermaßen gegen Nässe zu schützen. Dem Vater mit seinen Gesellen lag es dann ob, die durch die zerschlagene Luftscheibe entstandene

Öffnung zu verstopfen, was denn auch unter Aufbietung aller Kräfte dadurch gelang, daß die Genannten den sehr schweren mit Bleilettern gefüllten Schriftenschrank, wie ihn der Vater als Buchbinder zu benutzen hatte, vor die Öffnung schoben, damit dem Winde der Eingang dadurch verwehrt wurde. Ich hatte während des ganzen Ereignisses Schutz unter dem Werkische des Vaters gesucht und gefunden, so daß mir kein Leid geschah. Wie wir schließlich ins Bett kamen, weiß ich nicht mehr, aber soviel steht fest, daß am nächsten Morgen, als wir erwachten, die Sorgen der Nacht schon verschlafen waren. Der, wenn auch blasse Sonnenschein strahlte freundlich durchs Fenster ins Schlafzimmer und von draußen her ertönte so feierlich der Klang der Glocken, die, weil Sonntag war, zur Kirche riefen, daß meinem jungen Herzen schon allerlei frohe Gedanken wieder kamen. Das war ein Erlebnis aber, wie wenige Menschen im Leben es durchmachen. —

Bei uns wohnte später ein Schauspieler, mit Namen Rütbling, welcher die Kunst unermüdlicher froher Geschwätzigkeit inne hatte. War er im Hause und seine Zeit erlaubte es, so war er in unserer Wohnstube und dann nahm das Scherzen und Lachen kein Ende. Geld hatte er nie, aber viele Schulden. Um

ihn nun aus seinen finanziellen Schwierigkeiten zu reißen, bewilligte ihm die Direktion des Theaters, das damals auf dem Platze stand, wo jetzt die Ulbers-Statue sich erhebt, einen Benefizabend. Aber Fortuna wollte dem Jünger Apollo's nicht lächeln: es waren nur sieben Besucher im Theater und sechs davon hatten Freikarten. Welche Zustände, welche Mißachtung der Kunst und ihrer Jünger! Da ist doch jetzt eine andere Heimstätte der Kunst in Bremen bereitet. Rühlings' ganzer Mut war dahin; noch in derselben Nacht packte er sein Bündel und verließ auf Nimmerwiederkehr die Stadt, wo wohl Tabak, Baumwolle und Zigarren als Handelsartikel, nicht aber der Musen holde Gaben geschätzt wurden.

Da, wo sich jetzt der Schützenhof erhebt, stand ein altes Bauernhaus, das durch einen Zwischenbau mit dem Kuhstall verbunden war. Dieses Haus, in welchem Sommerwirtschaft betrieben wurde, war ein beliebter Ausflugspunkt. Hier wurde auch zeitweise ein eigentümlicher Sport getrieben. Man band einen Hirsch oder ein anderes jagdbares Tier mit langem Strick an einen Pfahl und dann wurde von Schützen gegen Entgelt nach dem Tiere geschossen, bis es verendete. In den nächsten Tagen wurde dann eine Wildfleischmalzeit abgehalten, an welcher für einen

mäßigen Preis Männlein und Weiblein teilnehmen konnten.

Das sind so einige Bilder aus Bremen, wie es früher war. Die Stadt mit ihren glänzenden Vorstädten, mit ihren Wohnpalästen, mit ihren monumentalen Bauten, hat sich sehr zu ihrem Vorteil verändert. Bremen ist Großstadt geworden, sie nimmt in der Reihenfolge der Städte des Reiches den 19. Rang ein. Aber mit der äußeren Veränderung der Stadt, hat sich der Sinn ihrer Bewohner nicht verändert: Der Biedersinn der Alten ist geblieben. Die Enkel können ruhigen Auges auf die Ahnen blicken: Das Erbteil, das sie übernommen, ist in den Händen der Epigonen gewachsen; was als Knospe ihnen wurde, hat sich zur Blüte entfaltet!

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,  
Und neues Leben blüht aus den Ruinen!





## Die Schlacht bei der Drakenburg.\*)

(Frühling 1547.)

„Halloh, ihr wackern Kämpen, mit Todesmut voran!  
Es gilt, dem Feind zu zeigen, was ernster Wille kann!  
Gott sei mit allen Bremern\*\*) und leihe seine Macht,  
Dann ist der Sieg auch unser und ruhmestreich die  
Schlacht!“

So sprach mit fester Stimme Graf Mansfeld zu der  
Schar,  
Die schon in mancher Fehde treu und erprobet war.

\*) Die Schlacht bei der Drakenburg, unweit Nienburg, unter Führung der Grafen Albrecht von Mansfeld und Christoph von Oldenburg ist wohl die bedeutendste Waffentat unserer Vorfahren. Ein Heer von 16,000 Mann Bremer, gegen 32,000 Mann des Herzogs Erich von Braunschweig, gewann am 25. Mai 1547 einen glänzenden Sieg. Der Verlust der Bremer betrug 217 Tote und 378 Verwundete, der Verlust des Feindes hingegen 3500 Tote, 1005 Verwundete und 2519 Gefangene. S. S.

\*\*) „Gott sei mit allen Bremern“ war das Lösungswort in der Schlacht bei der Drakenburg.

Nach solchem Worte jauchzten die Lanzenträger laut,  
Denn einen bessern Führer hat noch kein Volk erschaut. —

Beiseite steht ein Streiter im Lederkoller schlicht,  
Von blonder Locken Fülle umrahmt das Angesicht,  
Der schwinft die Hellebarde in siegeskühner Luft,  
Weil hoffnungreiches Träumen erfüllet seine Brust.

Dort an dem Erkerfenster des Rats Herrn Töchterlein  
Zog längst zu süßer Minne in seinen Busen ein:  
Der Elisabeth blaue Augen, die haben einst geschickt  
Den schlanken Heinz von Bergen im Zaubernek  
verstrickt.

Doch war das Wort des Vaters: „Nicht eher wird  
sie dein,  
Bis du als Held verehret in Bremen ziehest ein;  
Der ist der rechte Bürger und alles Guten wert,  
Der kämpfend weiß zu schützen den heimatlichen Herd!“ —

Die Zinken und die Trommeln erschallen nun mit  
Macht  
Und locken wundermächtig die Krieger in die Schlacht;  
Sie ziehen unter Segen zum alten Thor hinaus,  
Den Frieden zu erringen durch Kampfgewühl und Strauß.

Im Drafenburger Forste, von Stämmen rings  
gedeckt,

Da lagern jene Mannen, die Bremen oft geschreckt,  
Und auf den weiten Höhen stand des Geschosses viel,  
Das donnerkrachend suchte verderbensvoll ein Ziel.

Jetzt nahen sich die Bremer, von Mansfeld streng  
geführt,

Wie es im Streiterreigen dem Kriegermann gebührt.  
„Nun drauf! und nimmer wanken! stimmt an das  
Feldgeschrei:

Gott sei mit allen Bremern und stehe treu uns bei!“

Der Hafenbüchsen Knattern spielt auf zum grausen Tanz  
Und Pulverdämpfe dunkeln der Lenzesonne Glanz;  
Herüber und hinüber kreuzt sich der Kugeln Macht,  
Und manchem festen Necken wird schlimmer Gruß gebracht.

Der Herzog Erich feuert auf schaubesprihtem Pferd  
Zum Kampfe an die Mannen, die seiner Führung wert;  
Doch ob sie ringend drängen, die Lanze in der Hand,  
Der Mansfeld mit den Bremern hält ihnen wacker  
stand.

Jetzt fällt er in die Flanke den Herzoglichen ein,  
Zu siegen, oder fallend dem Tode sich zu weihn:  
Wild rasseln tausend Lanzen, die Schwerter klirren hell  
Und todesröchelnd sinket manch trotziger Gesell.

Die Hütten weithin lohen, vom Schwefelbrand entfacht,  
Daß lange sie noch künden die Male dieser Schlacht.  
Die Felder sind zertreten, die Bäume zweigberaubt,  
Und leer die Büsche starren, die jüngst noch lenzbelaubt.

„Wer bringet auf dem Hügel zum Schweigen das Geschöß,  
Das höhrend uns schon lange mit Kugeln übergöß?  
Und wer es uns erringet, der sei zur selben Zeit  
Den Besten beigezählet, die fochten in dem Streit!“

So rief Graf Mansfeld tönend, daß weit die Stimme  
scholl,

Doch alle schauten fragend und hoch erwartungsvoll. —

Da trat mit wenig Mannen der Heinz von Bergen  
vor,

Und stürmte dann von hinnen den Höhenzug empor.

Das gab ein Ringen, Drängen am stolz gesteckten Ziel,  
Bis todeswund getroffen der Feldzeugmeister fiel;

Bald sanken auch die Knechte und dann auf immer  
schloß

Die „Nachtigall“\*) die Kehle als feindliches Geschöß!

Mit Sauchzen ward empfangen der jugendliche Held,  
Der kühnlich sich errungen den Siegerpreis im Feld;

---

\*) Historisch. Heinz von Bergen erbeutete das erste braunschweigische Feldstück, genannt „Die Nachtigall“.

Graf Mansfeld aber freudig die rechte Hand ihm bot,  
Daß er auf ihn mag bauen im Leben und im Tod.

Des Kampfes Ende nahte — der Feinde Schar zerstob,  
Als fachte ihren Schleier die Abendstunde wob.

Befolgt ward dann der Haufen bis in die späte Nacht  
Und Beute ward in Fülle vom Sieger noch gemacht.

Vom hohen Domesturme klang heller Glocken Chor,  
Als schmuck und sicher schritten die Mannen durch das  
Tor,

Aus allen Fenstern schaute manch liebes Angesicht,  
Ob in dem Siegeszuge der Beste fehle nicht.

Ach, mancher war gefallen und lag verscharrt im Sand,  
Der einst in diesen Mauern der Minne Lust empfand!  
Doch Elisabeth an dem Erker hat längst den Heinz  
erschaut,

Der winkend mit dem Schwerte begrüßt die holde Braut.

Als dann der Tag verglommen, erstrahlt die Stadt  
in Pracht,

Die für die tapfern Sieger ein Jubelfest erdacht.

Da tritt zu Heinz von Bergen ein Ratsmann froh  
heran:

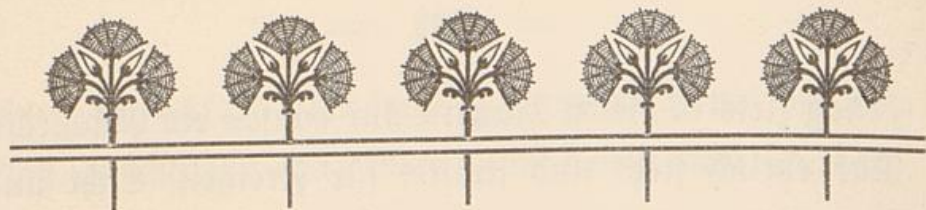
„Hier ist der Preis des Kampfes, den deine Kraft  
gewann!

„Mag stets in diesen Mauern nur hausen ein Geschlecht,  
Das ehrlich steht und streitet für Freiheit, Licht und  
Recht,  
Das treu zu allem Guten entbietet seine Hand  
Und todesmutig schüzet sein Haus und Vaterland!

„Dann werden Zeiten kommen, wo groß der Enkel steht  
Und dessen freie Flagge auf allen Meeren weht,  
Der hochgeachtet zählt im Rat der Völker dann  
Als freier Mensch und Bürger, als deutscher Ehren=  
mann!“

Er führt dem Helden selber die Tochter in den Arm,  
Die hocherglühend lächelt so süß und liebeswarm.  
Dann fasset Heinz von Bergen schön Elisabeth bei  
der Hand  
Und spricht: „Für dich mein Leben und für das  
Vaterland!“





## Die Bremer in den Kriegen 1813—15.

Als der russische Oberst Tettenborn der Übermacht der Franzosen in Hamburg weichen mußte, wagte er einen Versuch der Überrumpelung der Stadt Bremen. Am 10. Oktober 1813 brach er mit einem aus Kosaken, schwarzen Husaren, Lügow'schen Fußjägern und einer Abteilung des Reiche'schen Jägerkorps zusammengesetzten Heerhaufen auf und wählte, damit seine Ankunft nicht vor der Zeit bekannt werden möchte, die einsamsten Abwege. Er würde auch ganz unerwartet vor der Stadt, welche nur von 1200 Schweizern unter Befehl des Obersten Thuillier besetzt gehalten wurde, angelangt sein, wenn nicht der Maire von Arbergen am 13. Oktober, morgens 6 Uhr dem Kommandanten die Anzeige von der Nähe der Kosaken gemacht hätte. Sofort ließ Thuillier 300 Schweizer zur Deckung der

bedrohten Ostertorsvorstadt hinausrücken, die aber von der Tettenborn'schen Reiterei, welche bereits eingetroffen war, zusammengehauen wurde, und nur die aufgezugene Brücke am Ostertor, sowie die daselbst errichtete Batterie hinderte die Sieger am Vordringen in die Stadt. Doch wurde diese Batterie durch das Feuer der von Major Sporemann kommandierten Artillerie der hanseatischen Legion, die sich erst jüngst in Hamburg gebildet hatte und jetzt zu Tettenborn gestoßen war, bald zum Schweigen gebracht. Ebenso zwang derselbe die Douaniers (Zollbeamten), welche von einer der Windmühlen ein heftiges Feuer unterhielten, dadurch, daß er dieselbe in Brand schoß, zum schleunigen Abzug. Auch wurden einige Granaten in die Stadt geworfen, nicht um derselben irgend Schaden zuzufügen, sondern die Bürger zum Aufstande zu ermuntern. Dieser aber wurde dadurch verhindert, daß die Gendamerie Befehl erhielt, auf jeden in den Straßen zusammentretenden Haufen zu schießen.

Auf die von Tettenborn an den Kommandanten Thuillier gerichtete Aufforderung zur Übergabe der Stadt, antwortete derselbe: „Ich übergebe die Stadt nicht, es gehe denn über meinen Leichnam!“ Er hatte wahr gesagt: am folgenden Tage gewährte ein Reich'scher Jäger von der Contrescarpe aus den

Kommandanten, als er, um zu rekognoszieren, die Brustwehr am Ostertor bestieg. Er legte an und schoß ihn in den Unterleib, an welcher Wunde er in einer Stunde verschied. Tettenborn ließ das Schießen einstellen und forderte am nächsten Tage (15. Oktober) die Besatzung abermals auf, die Stadt zu übergeben. Der Major Devailand, welchem nach des Obersten Thuillier Tode das Kommando zugefallen war, sah die Unmöglichkeit eines ferneren Widerstandes ein und übergab die Stadt, indem er der Besatzung einen freien Abzug bedang.

Am selben Tage feierte Bremen einen Freudentag, wie er in den Jahrbüchern seiner Geschichte wenig vorkommt. Mit dem Abrücken der französischen Einquartierung hatte die Stunde der Erlösung aus langer Knechtschaft für unsere Vaterstadt geschlagen, und als nun Tettenborn unter dem Geläute aller Kirchenglocken, dem Wirbeln der Trommeln und dem Schmettern der Trompeten seinen Einzug hielt, erfaßte die Bürgerschaft ein Freiheitsglück, ein Jubel, gegen welche jahrelange Leiden wie ein Seufzer verhallten. Man sah auf der Wachtstraße Szenen, die zu Thränen rührten und ebenso zu Lachen reizen konnten. Bremer „tagenbaren“ Kinder küßten und drückten die vom Pulver geschwärzten Söhne der donischen Kosackensteppen,

während Jung und Alt, Frauen und Jungfrauen ein wahres Bombardement mit Flaschen und Leckerbissen unterhielten. (Nach Ludwig W. Rose.)

Am 24. Oktober morgens traf die Nachricht von dem am 18. in Leipzig errungenen Sieg über die Franzosen in Bremen ein. Uns Kindern der Zeit der Eisenbahnen, der elektrischen Telegraphen und des Fernsprechers klingt es fast sagenhaft, daß eine so einschneidende Begebenheit, wie die Völkerschlacht bei Leipzig, erst nach sechs Tagen in Deutschland allgemein bekannt wurde. Und noch hätte die Nachricht für Bremen sich um einige Tage verzögern können, denn der Major von Gelking, welcher vom Hauptquartier zu Verden aus, woselbst am 23. die Siegesbotschaft bekannt wurde, sich mit derselben auf den Weg nach Bremen gemacht hatte, wurde durch Widerwärtigkeiten aufgehalten, und erst der Schullehrer Barmann, der auf dem Wege nach Bremen getroffen wurde, wurde von Ersterem beauftragt, die mündlichen und schriftlichen Berichte über den Ausgang der Schlacht nach unserer Vaterstadt zu befördern.

Schon am 26. Oktober erließ von Gelking einen Aufruf zur Bildung einer Schwadron und eines Bataillons als Kontingent zur „Hanseatischen Legion“, welche von Hamburg und Lübeck aus bereits

früher ins Leben gerufen war. Unter den Bürgern, welche der guten Sache bedeutende Opfer brachten, zeichnete sich besonders Hauptmann Hinrich Böse aus. Er stellte 100 von ihm ausgerüstete besoldete Büchsen-schützen ins Feld, eine Schar der auserlesensten Jünglinge, und übernahm selbst die Führung derselben. Das Kommando und die Ausbildung des Infanterie-Bataillons übernahm der ausgezeichnete hannöversche Offizier von Weddig. Durch den Eifer der sorgfältig gewählten Offiziere waren in kurzer Zeit 800 Mann Fußvolk, 100 Jäger und 150 Reiter zum Kampf bereit, von denen viele ihre Ausrüstung selbst besorgten und viele durch die Freigebigkeit einzelner Bürger unterstützt wurden.

Am 25. Januar 1814 fand die feierliche Einweihung der Fahne und Standarte statt. Von 11—12 Uhr wurde mit allen Glocken der Stadt geläutet, und um 12 Uhr begab sich der Senat\*) und die Deputation der Bürgerschaft vom Rathause in die Domkirche, deren Schiff bereits das Kontingent besetzt hatte. Nachdem

---

\*) Am 6. November 1813 war auch eine große Dankesfeier in Bremen, denn an diesem Tage war „Auf Befehl des Kaisers aller Reussen die alte Verfassung der freien Hansestadt wiederhergestellt“, also auch der Senat usw. wieder in seine früheren Rechte gesetzt. S. S.

der Senat und die Deputation auf dem Chore ihre Sitze eingenommen hatten, wurde die von Bremer Frauen und Jungfrauen gestickte Fahne und Standarte von zwei Senatoren aus der Sakristei geholt und durch den Syndikus Gröning mit einer passenden Anrede den beiden Chefs, Major von Weddig, und Major von Gelling, übergeben. Nachdem hierauf der Pastor Franke die Fahne feierlich geweiht, leisteten die beiden Chefs auf dieselbe dem Senat und der Stadt Bremen den Eid der Treue für sich und ihre Waffengefährten.

Major von Weddig und Hauptmann Böse brachen mit der Infanterie und den Jägern am 1. Februar auf und Major von Gelling folgte am 3. Februar mit den Reitern; am 17. schon war der tatendurstige Streithaufen am Rhein angelangt. In Köln wurden die Truppen vom Kronprinzen von Schweden gemustert, der sich sehr rühmend über ihre Ausbildung äußerte. Als nun der französische General Maison Belgien anzugreifen drohte, schien endlich für die Bremer die Stunde des heißersehten Kampfes zu kommen. Die bremische Reiterei, gefolgt von dem Bataillon, bildete den äußersten Vortrab der schwedischen Armee, die sich zur Deckung der Belagerung von Antwerpen in Bewegung setzte. Aber in Brüssel schon hörten sie, daß Maison von den Sachsen zurückgetrieben und bald

darauf, daß Paris genommen und der Friede geschlossen sei. Napoleon war auf die Insel Elba verbannt worden.

Am 16. Juni 1814 zog das Kontingent, leider ohne die erhofften Ruhmeskränze, wieder in Bremen unter freudigem Jubel der Bevölkerung ein. War es den Bremern auch für dieses Mal nicht vergönnt, tätig eingreifen zu können, so war doch die große, herrliche Idee, wofür sie hinausgezogen waren, bei ihnen ebenso lebendig, wie bei den übrigen deutschen Brüdern, denen das Geschick ein weites Feld erspriesslicheren Wirkens angewiesen hatte. —

Wie ein Blißstrahl aus heiterem Himmel traf aber dann ganz Deutschland die Nachricht: „Napoleon ist von Elba zurückgekehrt und ist am 20. März 1815 unter dem Jubel der Bevölkerung in Paris eingezogen!“

Jetzt ward wiederum von Bremen ein Bataillon Infanterie und von Böse in Verbindung mit dem Senat eine Schützenkompanie von 150 Mann, deren Führung er Böses Schwager, Hauptmann Thorbecke, übertrug, errichtet. Sechzig Männer und Jünglinge aber folgten dem Beispiele des Lübowers J. T. Kulenkampf und stießen unvorzüglich unter Führung des Majors von Gelling wohlgerüstet direkt zu der genannten

Schar; ihr Abmarsch war schon am 30. April. Die vorgenannten Mannschaften, welchen diesmal, im Verein mit den Hamburgern und Lübeckern, unter Wellington zu streiten bestimmt war, sahen der Ankunft ihrer Kampfgenossen mit Ungeduld entgegen. Endlich erhielten sie am 14. Juni Befehl zum Aufbruch. Einige Tage vor den Ausmarsch (9. Juni) fand die feierliche Verteilung eines Erinnerungszeichens an diejenigen Freiwilligen statt, welche schon den ersten Feldzug mitgemacht hatten; es war dies eine Denkmünze, welche die drei Hansestädte zu diesem Behufe hatten schlagen lassen. Auf der einen Seite lehnten die Wappenschilder der drei Städte an eine Eiche mit der Umschrift! „Gott war mit uns.“ Auf der andern Seite, oben: „Hanseatische Legion“, in der Mitte: „Dem vaterländischen Kampfe 1813 und 1814 zum Andenken; unten: „Lübeck, Bremen, Hamburg.“ Sie wird an einem halbroten, halb weißen gewässerten Bande getragen. —

Am 4. Juli standen sämtliche hanseatische Kontingente vereinigt in und um Antwerpen, mit alleiniger Ausnahme der Lühowschen Jäger, welche sich am 10. Mai mit dem Haupt-Armee-Korps vereinigt, am 25. in Namur eingetroffen waren und am 16. Juni bereits den Entscheidungskampf bei Ligny mitgekämpft

hatten\*). Trotz heißen Kampfes war keiner der Reiter, denen drei Pferde unterm Leibe getötet wurden, geblieben, nur von den Jägern fand Hermann von Kapff zwischen Ligny und St. Armand den Heldentod. —

Bei den Verfolgungen nach der Schlacht bei Waterloo gings oft hart her und machten auch die bremischen Lühower den Franzmännern viel zu schaffen. Tatsache ist es unter anderem, daß einer derselben, Johannes Kösing, direkt aus dem Wagen Napoleons einen Band der kaiserlichen Handbibliothek erbeutete, welche Trophäe noch jetzt im Bibliotheksale der hiesigen „Union“ („Kaufmännischer Verein“) aufbewahrt wird. Nachdem die Lühower noch die Schlachten bei Montreuil, bei Issy, nahe den Barrieren der Faubourg St. Germain, mitgemacht hatten, zogen sie am 7. Juli als Genossen des ersten Korps mit in Paris ein. Die Entlassung der Bremer, welche am 22. November erfolgte, war höchst ehrenvoll. Oberst Lühow entließ die kleine Schar mit Tränen in den Augen, und reichte dem Major von Gelling von der eigenen Brust, dem Leutnant Kaiser von der Brust eines Offiziers seiner

---

\*) Am 28. Mai wurden die Bremer von Oberst Lühow persönlich in herzugewinnender Weise begrüßt.

Umgebung, das eiserne Kreuz. Am 17. Dezember langten die Lütkower wieder in Bremen an. —

Die hanseatische Legion in Antwerpen erhielt erst am 20. Juli Befehl, nach St. Denis aufzubrechen. In Neßle im Seine-Departement mußte sie, infolge eines Waffenstillstandes, unwillkommene Kantonnierungen beziehen. Erst am 20. Oktober verließ sie dieselben und rückte in die Gegend von Arras vor. Ohne sich auch in diesem Feldzuge anders, als durch strenge Manneszucht und durch leider ungestillten Tatendrang auszeichnen zu können, erreichte das Bataillon am 16. Januar 1816 seine Vaterstadt Bremen. —

Hiermit endete die Teilnahme der Bremer an den ruhmreichen Feldzügen der Deutschen gegen Napoleon den Ersten. (Nach Ludwig W. Rose.)





## Die Schlacht bei Soigny.\*)

Gesprochen am Tage der Enthüllung des Kriegerdenkmals  
in Bremen, am 5. Dezember 1875, in der Festvorstellung im  
Stadttheater daselbst.

Das Vaterland ließ seinen Ruf ertönen  
Und weckte aus dem Frieden uns zum Streit,  
Daß nach dem Kampf von deutschen Heldenöhnen  
Erblicke die ersehnte große Zeit! —  
Das Wort erscholl — und mahnend drang die Kunde  
Wie Donnerton in jedes Hörers Ohr;  
Doch siegesahnend stieg aus aller Munde  
Ein Freudenschrei zum Himmelsdom empor! —  
Auch Bremas Söhne sind zum Streit gezogen  
Und hielten treu den deutschen Fahneneid,  
Nicht ängstlich wurde Gut und Blut gewogen,  
Das freudig sie dem ganzen Reich geweiht! —

---

\*) In der Schlacht bei Soigny am 2. Dezember 1870 und in  
den Schächten bei und um Orleans am 3. und 4. desselben  
Monats hat das Bremer Infanterie-Regiment sich  
glänzend bewährt und hatte es an diesen Siegen ganz  
speziellen Anteil.

Vorwärts mit Gott! — Die siegereichen Fahnen  
Entrollten flatternd sich im Morgenlicht  
Und mahnten leuchtend auf den rauhen Bahnen  
Die deutschen Krieger an die hehre Pflicht. —

Das arme Wort kann nicht die Taten melden,  
Die ohne Zahl das Volk in Wehr vollbracht,  
Das, todesmutig, eine Schar von Helden,  
Den Sieg gewann in jeder heißen Schlacht.  
Wie Sagen hallten uns die stolzen Kunden  
Vom fernen Westen nach dem nord'schen Strand,  
Und freudig hat das Herz den Ruhm empfunden,  
Der dort verklärt das liebe Vaterland! —

Den Bremern leuchtet dort ein Tag im Glanze,  
Der Strahlen wirft bis in die fernste Zeit,  
Weil Brema er zum alten Ruhmeskranze  
Ein immergrünes neues Blatt geweiht.  
Von Loignys stolzem Schlachtenplan wird künden  
Der Hanseaten spätestes Geschlecht,  
Und lange wird des Tages Schlachtruf zünden:  
„Fürs Vaterland, für Freiheit, Pflicht und Recht!“  
Hei! wie sie vorwärts drang mit kühnem Wagen  
Die siegesfrohe junge Kriegerschar,  
Bei Loigny auch des Feindes Macht zu schlagen,  
Die stets nur eitel Trug und Blendwerk war.

Die Söhne Bremaß haben hier bewiesen,  
Daß sie den großen Heldenahnen gleich,  
Die seit Jahrhunderten im Sang gepriesen,  
Als treue Kämpfer für das Land und Reich.

Im grausen Kampf, der rings den Plan erfüllet,  
Erpöchte lauter wohl das volle Herz,  
Und mancher heiße Wunsch blieb ungestillet,  
Der leis und sehnend lenkte heimatwärts. —  
Gar viele Brave sanken fern den Lieben,  
Und unbekannt ein fremdes Grab sie hegt;  
Doch ihrer Taten Denkmal ist geblieben,  
Das unvergänglich ihre Namen trägt. —

Mag ungehemmt das Rad der Zeiten rollen,  
Es tilgt nicht der Verehrung gold'ne Spur,  
Die dankbar wir den Heldensöhnen zollen,  
Die treulich schirmten Deutschlands Volk und Flur.  
Sie leben fort in jenem Heiligtume,  
Das still und sorgend jeder Busen pflegt,  
Wo echte Liebe zu dem stolzen Ruhme  
Den grünen Palmenzweig des Friedens legt.





## Willkommen in der Heimat!\*)

---

Es preist mein Lied im vollen Herzensdrange  
Die siegereiche junge Kriegerschar  
Und rufet ihr im schlichten Festgesange  
Den Willkommgruß nach Kämpfen und Gefahr!  
Wer kann der Freude rechten Ausdruck leihen,  
Wer kann mit Worten diese Stunde weihen,  
Wo stumm nur redet, was die Brust bewegt,  
Wenn innig drückend Hand in Hand sich legt!

Nicht aller Sprachen Schönheit kann ermessen,  
Wie eine Mutter überreich beglückt,  
Wenn sie den Sohn, der immer unvergessen,  
Als Sieger in dem Jubelzug erblickt.

---

\*) Dieses Gedicht wurde am Tage der Rückkehr der Bremer  
— 15. Juni 1871 — vom Verfasser im „Bremer Courier“  
veröffentlicht.

Im treuen Auge glänzen heil'ge Tränen —  
Es ist gestillt das unnennbare Sehnen —  
Ein Blick zu Ihm, der alle Schlachten lenkt:  
Der Sohn ist ihr zum zweiten Mal geschenkt!

Des Krieges Stürme sind verweht, vergangen,  
Aus blut'ger Saat entsproßt der Palme Reis,  
Und neu ersteht in nie geahntem Prangen  
Ein starkes Reich als schönster Siegespreis.  
Wie alle aber, die im Kampf gerungen  
Und heldengleich den starken Feind bezwungen,  
So schmückt ein Reis vom großen Lorbeerkranz  
Auch euch, als Söhne eines Vaterlands.

Was sehnd ihr, vom Pulverdampf umhüllet,  
Im Herzen tief als höchsten Wunsch gehegt,  
Es hat sich ganz und wunderbar erfüllet,  
Da nun des Wiedersehens Stunde schlägt:  
Vergessen sind des Scheidens bange Tage,  
Vergangen und gestillt ist jede Klage  
Und bald der letzte Trommelflang verrauscht —  
Wenn ihr das Schwert mit Pflug und Feder tauscht.

Doch die fürs Recht im heil'gen Kampf gestritten,  
Die Feindestugeln trafen todeswund,  
Die unter Schmerz und Qualen ausgelitten  
Und ferne schlummern in dem fremden Grund,

Sie durften noch die Morgenröte schauen,  
Die leuchtend aufstieg über Deutschlands Gauen;  
Sie ahnten noch, eh' sich ihr Auge schloß,  
Daß keines Deutschen Blut vergebens floß.

So lange aber noch die deutschen Fahnen  
In stolzer Pracht auf Straßburgs Münster stehn,  
So lang noch hoheitsvoll auf freien Bahnen  
Vom deutschen Rhein der Schiffe Wimpel wehn,  
So lange wird den braven Heldensöhnen,  
Die tapfer fochten, um das Werk zu krönen,  
Und die der Tod erreichte auf der Wacht,  
Auch Tränen heißen Dankes noch gebracht.

Ihr aber, die mit Mut und vollem Leben  
Noch jubelnd wandeln in der Sonne Licht,  
Ihr dürft beim Siegesheimzug stolz erheben  
Das wetterbraune, liebe Angesicht:  
Wie es die Besten immer nur vollbringen,  
So standet ihr im großen Völkerringen,  
Ihr habt wie sie den Waffenruhm gewahrt  
Und jetzt zu Deutschlands Helden euch geschart!

Darum begrüßt im schlichten Festgesange  
Mein Lied die siegereiche Kriegerschar,

Und bringet ihr im vollen Herzensdrange  
Ein Lorbeerreis zum großen Strauße dar.  
Es preist die Helden, die im Kampf gestanden,  
Die mannhaft unsern Erbfeind überwandten  
Und rufet allen, die zurückgekehrt:  
Willkommen heut' am heimatlichen Herd!





## Eine Erinnerung an die Schiller- Feier in Bremen 1859.

Bur Erinnerung an unseren Lieblingsdichter, den Berthold Auerbach „Friedrich den Großen von Schwaben“ nennt, dürfte folgende Episode ein lokales Interesse beanspruchen. Bremen war 1859 hinter anderen Städten nicht zurückgeblieben und feierte in wahrhaft großartiger Weise die 100. Wiederkehr des Schillerschen Geburtstages. Neben einer großen Sängerhalle stand auf dem reichgeschmückten Marktplatz auf hoher Estrade die imposant in doppelter Lebensgröße in Gips ausgeführte prächtige Statue des Dichtersfürsten, umgeben von zahlreichen Kandelabern und Flaggenstangen. Am Fuße der Estrade hatten die Staatskörperschaften und Schulen viele Kränze niedergelegt und das Standbild selbst war mit herrlichen Lorbeeren geschmückt. So blieb das Ganze noch einige

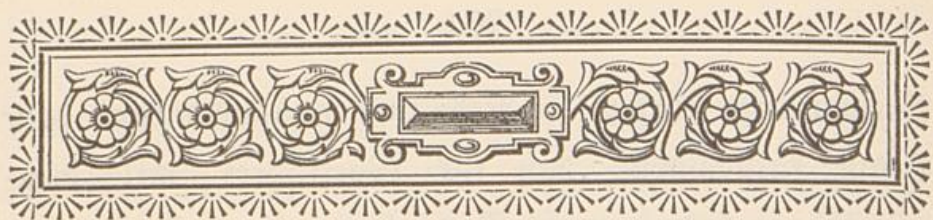
Tage unberührt zur Ansicht ausgestellt. Es war am zweiten Tag nach der Feier, als von der Domscheide her ein großer Zug Auswanderer, die früher vor jeder Schiffsperdition sich längere Zeit in Bremen aufhalten mußten, nahte, um die Stadt zu besichtigen. So kamen die Auswanderer auch nach dem Marktplatz, wo sie plötzlich durch den Anblick der bekränzten Statue wie gebannt stehen blieben. Dann aber richtete ein Mann aus dem Zuge einige ungarische Worte an seine Genossen, die sich darauf sämtlich auf die Kniee warfen, ihren Rosenkranz hervorzogen und anfangen, zu beten. Da nahte sich der Gruppe ein älterer Herr, der befremdet die betenden Leute betrachtete.

„Bitt' schön, lieber Herr,“ fragte ihn da der erstgenannte Mann aus dem Zuge, „das ist gewiß ein großer Heiliger, dessen Namenstag heute gefeiert wird, weil er halt gar so lieblich bekränzt ist . . .“

Da konnte sich der Angeredete, es war ein bekannter, längst verstorbener Schriftsteller, eines leisen Lächelns nicht erwehren; aber dann sprach er: „Gewiß ist unser Schiller, dessen Bild Ihr jetzt seht, ein großer Heiliger; zwar wohl nicht im Sinne der Katholiken, aber vom Standpunkte des idealen menschlichen Strebens aus. Glaubt nur an unseren Schiller, und Ihr werdet glückliche Menschen werden.“ — Die

Auswanderer hörten die Rede und mußten daraus den Sinn entnehmen, daß ihr Wortführer mit dem „Heiligen“ doch wohl Recht hatte, denn sie beteten erst ihren Rosenkranz ab und gingen dann weiter. — So ist Schiller im Jahre 1859 hier in Bremen von ungarischen Auswanderern als — Heiliger verehrt worden.





## Bremer Freimarkt im Jahre 1855.

Humoristische Blauderei.

Alwine, Alwine, ach geh' mit mir ins Gras!  
Karl nein, Karl nein, das macht mir nicht Spaß!

So klang es von der Ecke des der Obernstraße zugekehrten Seiteneinganges der „Alten Börse“ her. Der Mann, welcher dieses schöne Lied „gedruckt in diesem Jahre“, wie auf dem Titel stand, sang, hatte eine kräftige, teils von vielen „Klaren“, teils von manchem Speckaal gestärkte Stimme und trug, unter Begleitung seiner etwas heisernen Drehorgel, mit so lockender und überzeugender Natürlichkeit vor, daß zahlreiche Umstehende, meistens „Burjungs“ und „Burdeerns“ in „dröge Muzen“ in den Text mit einstimmten.

Das war der richtige Anfang des Freimarktstrubels. Wenn wir Jungen diese Klänge auf dem Schulwege, der uns über die genannte Straße führte, vernahmen,

erfüllte sich unsere Phantasie mit den nun unserer wartenden Freuden, als „Kaspar Kummelpuff“, Kunstreiter (wie alles fahrende Volk, das in Trikot und Tarlatankleidern auf der Straße seine Produktionen veranstaltete, von uns genannt wurde) und Schmalzfuchsbuden. Die Nachmittage während des Marktes waren schulfrei, und darum ging es denn nach dem etwas hastiger als sonst eingenommenen Mittagessen nach dem Domshofe.

Früher gab es hier fünf Lang- und eine Querreihe. Mit welchem Jubel wurden zuerst die Karussells von Krüger, Torquignon und Dralle, die dem „Lindenhof“ und dem Hotel „Stadt Frankfurt“ gegenüber seit „undenklichen“ Zeiten ihren Platz während des Marktes innehatten, begrüßt. Die Musikanten der wohlbesetzten Orchester dieser Konkurrenz spielten ununterbrochen die beliebtesten Tänze und Märsche damaliger Zeit, und es war ein wahrer Ohrenschmauß, hier „Mädel ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite“, dort den „Kadeßky-Marsch“ und dort „Ach ich bin so müde, ach, ich bin so matt“ in prächtiger — Disharmonie spielen zu hören. — In der Nähe der Karussells waren die großen Schaukeln aufgestellt. Diese wurden an den Markttagen, wo die Landleute scharenweise auf dem Domshofe anzutreffen waren, von den

„Burjungs“ und „Burdeerns“ stark frequentiert. Nachdem mit „gelbem Zwieback“, Speckaal und einem „Klaren“ die Lebensgeister angeregt waren, bestiegen die Ritter mit ihren Schönen die fahnartigen, mit Bänken versehenen Schaukeln. Die „Deerns“ saßen auf den Bänken, aber die „Herren“ standen meistens auf dem hervorspringenden Rande dieser lustigen Holzgestelle, um mit todesverachtender Gebärde ihren Mut den Begleiterinnen gegenüber zu dokumentieren. Der solide Strick wurde von den Unternehmern angezogen und nun ging's unter Jauchzen, Singen und Gröhlen los, als wenn des Himmels Seligkeiten er-rungen wären. . . Oftmals aber wurde bei den In-fassen durch die wilde Schaukelbewegung ein Gefühl der Seefrankheit hervorgerufen, und es ergoß sich von da oben ein Strahl, den besser die geheimnisvollen Tiefen des Meeres sonst verschlingen. Mich dauerte dann nur die arme Frau, die unmittelbar vor den Schaukeln auf einem Tischchen undisfinierbare Butter-fuchenschnittchen, essigsaure Weintrauben, Gerstenzucker-stangen und doppelte gelbe Zwiebäcke, auf denen sich sechs bis acht vertrocknete Korinthen zeigten, feilbot. Aber die Frau wußte „vorkommenden Falls“ ihre „Herrlichkeiten“ mit einer bereitgehaltenen Wachstuch-hülle zu bedecken. „Denn aus Gemeinem ist der

Mensch gemacht" dachte die Frau wohl mit Wallenstein, „Drum nannt' sie die Gewohnheit ihre Amme“.

Vor der Mittelreihe der Buden, den Schaukeln gegenüber, hockte ein Krüppel vor einem Käfig, und unaufhörlich vernahm man die jammernde Stimme des Alten: „Einen Groten für die kleinen niedlichen weißen Mäuschen! Einen Groten für die lieben Tierchen!“ Der beklagenswerte Mann heimste von allen Vorübergehenden viel Geld ein, so daß sich nach und nach in den Jahren die Fabel gebildet hatte, der „Mäusekerl“ habe schon kolossale Reichtümer gesammelt und lebe im Winter so irgendwo in Rußland wie ein Pascha in einem großen Schlosse mit zahlreicher Dienerschaft. — Standen die Kinder vor den Käfigen und benahmen dem Besitzer die Aussicht, dann wußte er in türkischer Weise die Nichtsahnenden mit einem langen Rohrstocke zu vertreiben, was manchesmal böses Blut bei der Jugend setzte.

In der Mittelreihe rechts paradierte seit Jahren die berühmte „türkische“ Parfümeriebude von Hannchen Trautmann. Überglücklich waren hier die angehenden Herren und blondzöpfigen Backfischchen, wenn sie von der bildschönen Tochter Hannchens, die sich in einem seidenen Fez, das ihr allerliebste stand, präsentierte, ein Gläschen Ambra für 6 Grote kaufen konnten.

Das holdselige Lächeln der hübschen Hamburger-„Türkin“ wog allein die Ausgabe doppelt auf. — Am Ende der Reihe an derselben Seite befand sich die „Pyromonter 6 und 12 Groten-Bude“. Welche Auswahl in Handarbeits-, Messer-, Wischtuch-, Wachs- und Schmuckkästchen mit aufgedruckten Ansichten des bekannten Badeorts! — Hier in der Nähe stand auch die Spielwarenbude von Fräulein H. Dohrmann, wo von vorsichtigen Eltern aus der Umgegend Bremens schon für Weihnacht eingekauft wurde.

Nun ging es an der „Bibelbude“ der Traktat-Gesellschaft und an dem von S. H. Zahns Pelzwarenhandlung so vornehm ausgestatteten Bretterbau vorbei nach dem „Judenmarkte“ hin.

Hurrah, hurrah, hurrah!

Jakob ut Amerika is wedder da!

tönte es hier von einem Tische her, wo die besten Halstücher, Schlipse und Krawatten von feinsten indischer (?) Seide spottbillig zu kaufen waren.

„Hier zwei und hier vier“

rief unermüdlich eine sehr fette Dame vom Stamme Israhel, und sie meinte damit, daß alle Gegenstände in dem einen Korbe vor ihr Stück für 2 und in dem anderen Stück für 4 Grote käuflich zum Aussuchen zu

haben wären. Hier aber paßte der Goethe'sche  
Auspruch:

Willst du dir nichts Unnützes kaufen,  
Mußt du nicht zum Jahrmarkt laufen. —

Jetzt nach Bundsack's Haus hinüber, wo vor der  
Haustür ein Orgeldreher mit zwei „neuesten Mord-  
geschichten“, die nicht allein fein säuberlich in einem  
schönen Gedichte nach der Melodie: „In der großen  
Seestadt Leipzig“ besungen waren und für 1 Groschen  
abgegeben wurden, sondern auch noch auf Leinwand  
ad oculus zu genießen waren, Posto gefaßt hatte.  
Hochaußspritzendes Blut auf dem einen Felde, wachs-  
bleiche Gesichter vor dem Richter und ein endloser  
Leichenzug, schwarz in schwarz! Brrr! Aber doch  
grausig-schön für eine Kinderseele . . . . .

„Häst Läßberwurst, häst Läßberwurst, häst Läßberwurst  
nicht sehn,

Bi Döll's hier in'n Schottellorf sind se so schön!  
hörte man es plötzlich laut vernehmlich von dem Seiten-  
eingange des Stadthauses, nur wo sich der Eingang zur  
Königlich Preussischen und Stadtbremischen Postanstalt  
befand, hertönen. „Musjö Birro“ in Gebrüder Schacht's  
„Policinello-Theater“ begann seine Vorstellungen.

Nach wenigen Minuten hatte sich ein zahlreiches  
Publikum von Kindern und „harmlosen“ Erwachsenen

angesammelt. „Sünd Sü alle da?“ Klang es aus Schachts-Kasper-Kummelpuffs Munde in behäbigem hamburger Platt.

„Ja, ja!“ tönte es im Chor von den Knaben lachend zurück.

„Na, dat is man gaut, denn kan't ja losgahn!“

Kasper zog sich zurück und es erschien auf dem kulissenlosen Plane eine Kriegergestalt, die mit den Worten sich vorstellte: „Ich bin ein alter Feldhusar, hab' manche Schlacht mit durchgemacht und komme nun in die geliebte Heimat, um mich ein wenig auszuruhen.“ Damit legte er sich zum Schlaf hin. Nun erscheint Kaspar wieder, fixelt den Alten mit der Quaste seiner Zipfelmütze und ruft dem Erwachenden zu: „Dat wer ma'n lüttje Fleugen (Fliege)!“

Die „Vorstellung“ wurde mit dem größten Interesse von den Umstehenden verfolgt, bis plötzlich der Schauplatz sich merkwürdig rasch leerte. Die Erklärung war bald gefunden: Der Bruder des den Puppen Sprache und Bewegung Verleihenden war unauffällig mit seinem Blechteller erschienen und sagte mit freundlichem Munde, in welchem permanent ein dicker „Brümjen“ zu beobachten war: „Bitte, wenn's den Herrschaften gefällig ist . . .“ Den meisten wars aber nicht gefällig, einen Groten auf den Teller

zu legen und daher war fast allgemein — Drückebergerei.

„Hier können sie ihren Liebsten sehn oder auch die Liebste!“ tönte es schrill und unaufhörlich von der unteren Seitenwand des geheimnisvollen Dampfkaruffels, zu dem eine wackelige Treppe hinaufführte. Als ich einmal von der Inhaberin eines solchen „Liebhaberkastens“ angerufen wurde, für wenige Minuten auf ihren Tisch zu passen, wagte ich es, in die geheimnisvolle Röhre hineinzuschauen; und was sah ich? Eine Dame, aus einem Modenjournal geschnitten. Drehte man die Scheibe nach der anderen Seite, erschien ein Herr, ebenfalls aus einer Schneidervorlage entnommen. Daher das vorherige Drehen, wenn ein „Er“ oder eine „Sie“ die Liebste oder den Liebsten sehen wollten. Sancta simplicitas. . . .

„Feinste Fleckseife, mit der die allerschmierigsten Rockstragen auf der Stelle gereinigt werden können!“ Bei diesen Worten ergreift auch schon der Mann einen biederen „Jan von Moor“ und bearbeitet dessen „Sonntagshahnmiddagsrock“. Nachdem die Prozedur, die der „Torfjüngling“ mit dumm=pfiffigem Lächeln verfolgt, beendet ist, werden viele Umstehende angeregt, von der Seife zu kaufen. Sie bekommen hier für 2 Grote ein kleines Stückchen blaugefärbter Sodaseife,

die einen Wert von 1 Schwarzem =  $\frac{3}{4}$   $\text{S}$  hatte. Der „Gereinigte“ aber schlich ohne Kauf seelenvergnügt davon und hatte erstens als Versuchsobjekt der Menschheit gedient und zum andern hatte er ja nun „ganz umfunst“ einen reinen Rockstragen bekommen. Der „Torjüngling“ aber fühlte unbewußt, daß man das Ideale mit dem Praktischen zu verbinden suchen muß. Hier war für die Ausführung der Beweis geliefert. —

Zwar hatten früher alle Bremer „Tagenbaren“-Kinder einen Extramarkttag, wo sie mit den Eltern hingingen und dann ihre „Kirmiß“ erhielten; für gewöhnlich aber „schnurrten“ die angehenden Bürger und Bürgerinnen mit einigen Groten Freimarkts-geld in der Tasche am Nachmittage allein auf dem Domshofe umher. Da war denn auch bei dem mageren Taschengelde, wo so von allen Seiten die Verführung ihre Angeln auswarf, äußerste Überlegung und Sparsamkeit geboten. Schaubuden, die 3, 6 und 12 Grote Entree nahmen wurden grundsätzlich von uns gemieden; nur wo eine „Riesenkuh“, ein Schaf mit zwei Köpfen oder, wie damals, eine Wolfsfamilie von Wolff aus Wolfenbüttel für 1 Grote gezeigt wurden, konnten wir uns entschließen, unsere Kenntnisse durch solche „phänomenale“ Erscheinungen zu bereichern. Leider wurde unser Wissensdrang aber meistens böse belohnt

und wir wurden in diesen Buden in der Regel hinter's Licht geführt. Entweder war die „Riesenkuh“ eine gewöhnliche, nur etwas breit ausgefallene Milchspenderin, bei dem Schaf mit zwei Köpfen, welches „immer gerade vor Ankunft in Bremen auf der Reise verstorben war“ und daher ausgestopft werden mußte, sah man stets mit etwas scharfen Augen den zweiten angenähten Kopf, und die „Wolfsfamilie“ war ein Rudel gut genährter Wolfshunde. Mit welcher Behmut haben wir oft noch lange von dem uns „abgeschwindelten“ Groten gesprochen . . . .

Damals florierten auch noch „Panoramabuden“ mit Prämienzugabe. An der Hinterwand des Eingangvorbaues paradierten goldene und silberne Taschenuhren, Pendulen, Regulateure und Alabastersachen, alles mit weitscheinenden Nummern versehen. Nun machte der „Rekommandeur“ mit einer wahren Stentorstimme bekannt, daß jedes Eintrittsbillet, welches man selbst aus der Urne ziehen könne, mit einer Nummer versehen sei; auf jede Nummer müsse ein Preis fallen; wer Glück habe, könne eine Pendule usw. gewinnen.

„Entree, Entree meine Herrschaften! Nur 3 Grote kostet die Besichtigung des weltberühmten Panoramaaß

von Gebrüder Bülow! Entree, Entree!" Eine große Menge Schaulustiger hatte sich vor der Bude versammelt. Da drängten sich ein paar Burschen vor, betraten die Bude, zahlten und . . .

„Ah, ich gratuliere Ihnen meine Herren! Auf Ihre Karten fiel auf Nummer 118 ein Regulator, und für Sie auf Nummer 17 eine goldene Taschenuhr!" rief erregt der Billetteur und überreichte dabei den Angeredeten die betreffenden Gegenstände, die die Burschen — sehr ruhig entgegennahmen und damit in das Innere der Bude verschwanden. Jetzt aber stürmten die Draußenstehenden die Kasse fast: jeder wollte ja für 3 Grote eine goldene Taschenuhr, einen Regulator oder eine Pendule — gewinnen. Aber merkwürdig! Alle Eintretenden gewannen jetzt plötzlich nur einen Federhalter, 2 Griffel, einen Photographierahmen, alles Sachen, die einen Wert von 1—2 Grote hatten. — Die beiden Burschen aber lieferten hinter den Kulissen die gewonnenen (?) Gegenstände im Wohnwagen des Besitzers der Bude wieder ab. Am Nachmittage hingen dann die Sachen wieder im Vorbau der Bude, nur waren die Nummern verändert. — So wurden früher und so wird noch heute — das Geschäft gemacht. — Es will die Welt ja gern betrogen sein, drum wird sie auch betrogen . . .

Auf der Straße vor Riherts Restaurant an der Ecke der Buchstraße und des Domshofs wurde auf dem Pflaster eine Pferdedecke ausgebreitet, und ein „Kunstreiter“, der ein Pony führte, von dessen Rücken er einen weiß bemalten Tisch und dito Stuhl nahm, „meldete dem verehrten Publikum“, daß sogleich eine Vorstellung in der höheren Pferdedressur, in der Akrobatik und Gymnastik vor sich gehen würde. Der rauhe Mann mit dem abstoßenden Gesicht, so recht das Prototyp eines „Bein- und Armverrenkers“, stellte dann ein kleines vor Frost zitterndes Mädchen und einen etwa vierjährigen Knaben, die beide, wie er selbst, in schlotternden Flittertricot's staken, als die „Künstler“ vor. Der Kleine wurde nun von dem Manne als Ball in die Luft geworfen, das Mädchen tanzte und machte gymnastische Produktionen, wobei sie Kupfhand mit einem Leidensausdruck von den blassen Lippen warf; das Pony konnte die Höhe der Ziffern auf einer Tafel durch Fußscharren angeben, und der Mann „aß“ Feuer. Als dann aber das Sammeln lösging —

War wie vom Sturm zerstoßen,

Bald aller „Schauer“ Schwarm . . .

Behmütig blickte der Mann nachher auf die wenigen Kupfermünzen auf seinem Teller. Armes Künstler-

leben! Am Dom, so „etwas hinterzu“ war „Thuhuwabu, der Negerprinz aus Afrika“ zu sehen. Dieser schwarze Menschenbruder sollte lebende Kaniichen und Mäuse „fressen“ (was aber immer „hinter den Kulissen“ und nie vor den Augen des Publikums geschah, um diesem den „gräßlichen unkultivierten Anblick“ zu ersparen). Zu diesem „Wilden“ ging denn auch ahnungslos ein Gasthofswirt, aus der Umgegend Bremens, um sich das Schrecklichste der Schrecken in Kriegstänzen, Keulenschwung und Speerwerfen anzusehen. Die Bude war momentan von „Wissensdurstigen“ leer. Der „Prinz“ trat mit „gräßiger“ Grimasse auf und wollte den Keulenschwung machen, plötzlich aber stutzte er und rief dann dem einzigen Zuschauer vergnügt zu: „Herrjeh's, Herr Tronnjes! Kennt Se mi denn nich mehr? Ich bin ja Klaus Wipfle, Ihr Kutschmieter!“ Dem biedereren Wirte war es anfangs, als ob der Hölle Spuk ihn packte. Dann aber sah er mit bebrilltem Auge genauer zu. Richtig, das war sein Klaus, der später Schiffsdienste nach Afrika genommen, dort im Lande die Negerfitten beobachtet, und sich jetzt selbst, vermitteltst Kienruß und Wollperrücke, in einen Negerprinz verwandelt hatte, um nun, wie er sich gesprächsweise seinem alten Brotherrn gegenüber äußerte, durch diese „schwarze Kunst“ bei den schlechten Zeiten

sein Brot ehrlich zu verdienen. Kaum aber hatte Klaus im gemütlichen Platt diese Herzensergießungen beendet, als auch schon ein „Koppel“ Bauern in die Bude stürmte. Sofort nahm nun der „Prinz“ seine Künstler-Pose wieder an und heulte den braven Ackerbürgern so schauerliche Kriegsgefänge der Neger vor, daß diese nachher meinten: So wat Gräßiges ha'rn se noch nie sehen und hört, als bi den swarten Negerkerl. — Nach Schluß der letzten Tagesvorstellung aber holte um 11 Uhr der gemütliche Wirt seinen rein gewaschenen und modern gekleideten „Kutschmieter“ ab und kneipte „hinterm Wurstmarkt“ bei Hasselmann vergnügt mehrere Stunden mit ihm, bis die Zeit mahnte, daß der stramme Klaus am andern Morgen wieder ein nüchterner „Wilder“ sein mußte. . . .

Bunte Bilder aus längstvergangenen Zeiten gleiten so an meinem geistigen Auge vorüber.

Wundervolle Märchenwelt,  
Mondbeglänzte Zaubernacht,  
Die den Sinn gefangen hält,  
Steig' herauf in alter Pracht!

Welche Wonneschauer durchrieselten das kindliche Gebein, wenn die ersten Orgeltöne am Eröffnungstage des Freimarkts erschallten; welche unsagbare Wehmut beschlich das jugendliche Herz, wenn die letzten Klänge

verhallt waren, die Buden, die am Abend vorher noch mit ihren farbigen Lichtern einem Feenpalaste gleich erstrahlten, abgebrochen wurden und der Domshof bald öde, kalt und nüchtern wieder dalag! . . . Ob die Jugend von heute auch wohl noch so harmlos, so bescheiden genießen kann? Ich möchte es bezweifeln. Nach unsern alten Begriffen gibt es kaum noch Kinder, sobald die Neumenschen das 10. Lebensjahr jezt überschritten haben.

Was war früher für unsere dünnen Geldstücke, auf der keine Prägung, aber viel Schmutz zu erkennen war, für unsere Grote nicht alles so billig zu kaufen! Es ging gar die Sage, daß fast die Hälfte unserer Münzstücke nur aus Blech bestände, diese nach und nach in den Jahren (die Grote stammten, nur mit der Ausnahme einer Neuprägung im Jahre 1845, meistens aus dem 18. Säculum) von unternehmenden Lehrlingen des Metallfachs an stillen Sonntagnachmittagen mit der Scheere aus Blechabfällen geschnitten, mit Schmutz eingerieben, dann in die „Kollthaler“ geschmuggelt und so in den Verkehr gelangt waren, wo sie vom Publikum nicht weiter geprüft wurden, wenn sie nur recht schwarz und verbogen aussahen.

O schöne Zeit, o sel'ge Zeit,  
Wie liegst du fern, wie liegst du weit,

wo man, wie noch 1870, für 7 Grote (= 30  $\text{S}$ ) ein Pfund Ochsenfleisch zum Kochen, für 12 (= 55  $\text{S}$ ) Beefsteak, für 8 (= 35  $\text{S}$ ) ein Pfund Schmalz, frische Mettwurst oder Schweinsmürbebraten kaufen konnte, wo es 2 Halbenzwiebäcke von Tellergröße für 1 Grote (= 4 $\frac{1}{2}$   $\text{S}$ ) gab und die Stiege Eier (20 St.) 9 Grote (= 40  $\text{S}$ ) kostete!

Es kann ja nicht immer so bleiben  
Hier unter dem wechselnden Mond,  
Es blüht eine Zeit und verwelket,  
Was mit uns die Erde bewohnt —

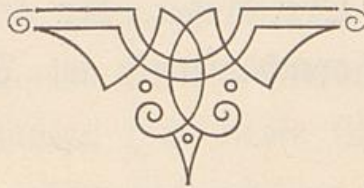
spielte da ein Orgeldreher, der seinen Stand vor den „drei Pastorenhäusern“ am Domshof gewählt hatte.

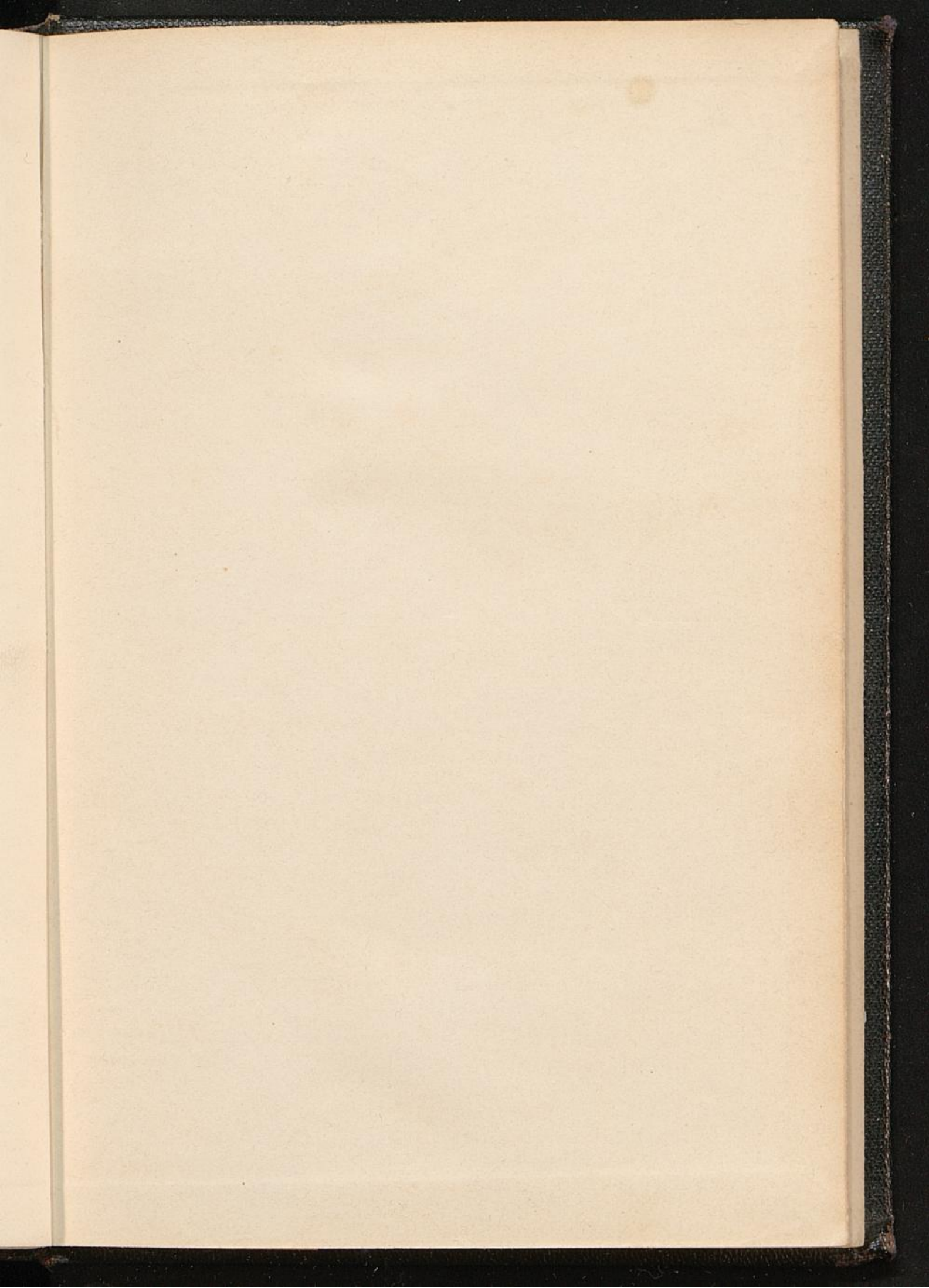
Vorbei, vorbei! Kreuzbergs Menagerie am alten Bahnhofsplatz und Loiffets Circus dem Heerdentorssteinweg gegenüber! Verrauscht sind die Klänge der Helfrichschen Kapelle im Ratst Keller, verklungen die Töpler des markigen Tyroler Bassisten Schättinger im Restaurant an der Lauffstraße, die früher nach „hinterm Wurstmarkt“ führte, allwo sich jetzt der Börse stolzer Bau erhebt. Vorbei! Vorbei!

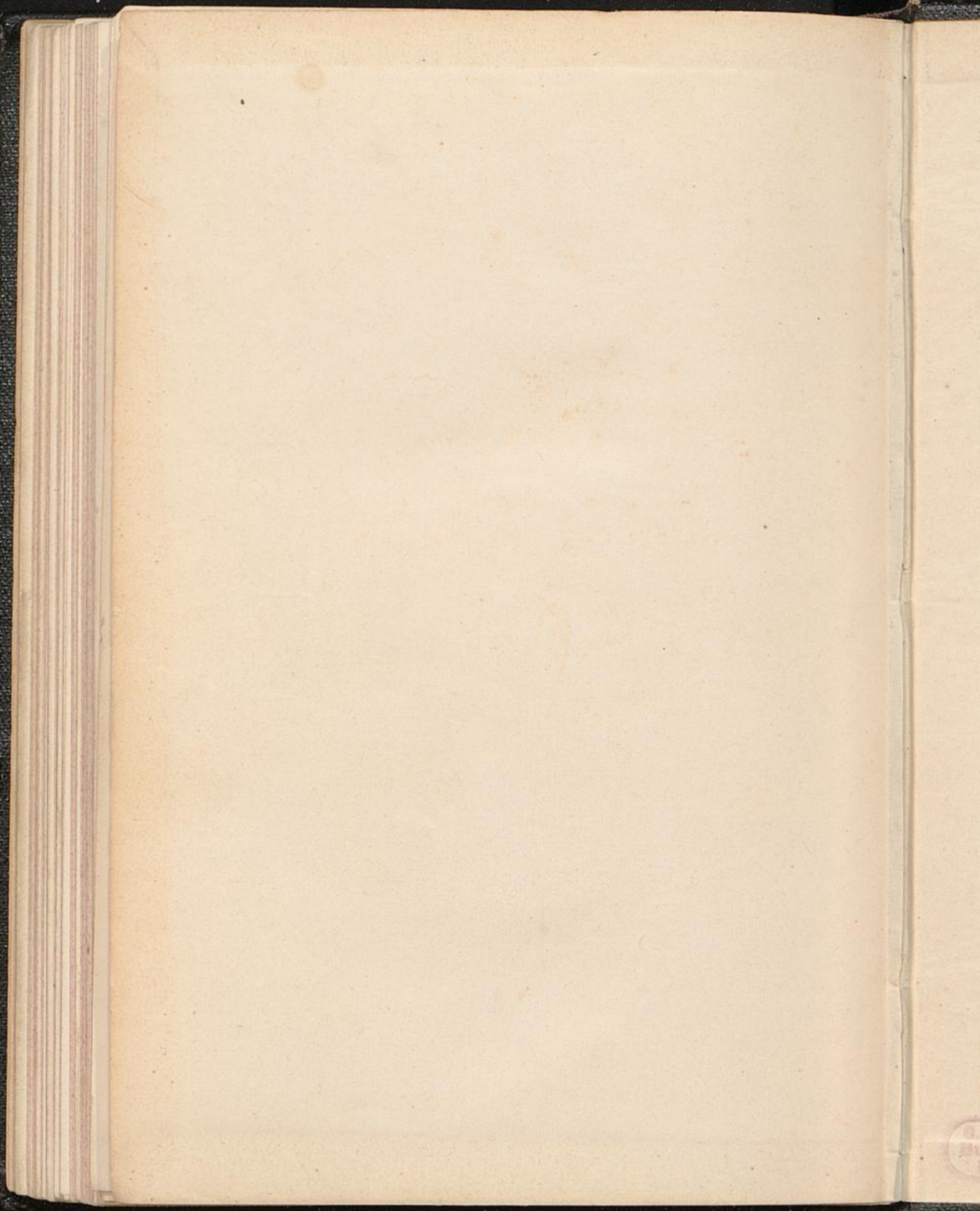
Aber der Freimarkt hat noch jetzt seinen eigenen Zauber und übt dieselbe Gewalt auf die Bremer aus,

wie früher, denn die Jugend läßt sich von seiner  
Wunderkraft durchdringen und das Alter wird mit den  
Kindern wieder jung!

Drum wenn wir den Freimarkt erschauen  
Auf wechselnder Lebensbahn,  
Dann knüpfen ans fröhliche Ende  
Den fröhlichen Anfang wir an.







G. LOGEMANN  
Buchbinderei  
Bremen.

